

Verbundkatalog Kalliope

Betrachtungen über Christus

Bonsels, Waldemar

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Waldemar Bonsels

Betrachtungen über Christus

Der Gottbegriff Christi

Die Auferstehung

Das Reich

Der Gottbegriff Christi

Es wird jedem ohne besonderen Vergleich deutlich sein, dass die in den Dogmen lebendige und von der Kirche behauptete und verteidigte Figur Christi nicht dasselbe Bild ergibt wie es im Leben der ausserkirchlichen Geisteskultur lebendig ist.

Jede allgemeine Erneuerung in der Betrachtung der Figur Christi kann einzig aus seiner Ideenwelt und aus seinen eigenen Worten selbst hervorstammen, und sie entsteht indem sich diese Worte und Auffassungen in ihrer Wertung und Bedeutung von Epoche zu Epoche untereinander verschieben. Das hiesse nichts anderes, als dass das Bild seiner Persönlichkeit aus dem eigensten Anspruch eben wieder einer Persönlichkeit gewonnen würde, und auf diese Art in das Licht einer bestimmten Zeit gestellt würde.

Es ist an anderen als nur an seiner Gestalt deutlich, dass jede Kulturepoche aus der Historie gewissermassen nur die Elemente wahrhaft erblickt, die sich in ihr selbst zu erneuern trachten. Als Beispiel hierfür möge gelten, dass den Augen Goethes und seiner Zeit die ungeheure Kultur, die plastische Kunst und Dichtung der Ägypter fast völlig verschlossen war. Er nennt ihre Plastik eine an das Kuriose gebundene Erscheinung des Versuchs zu künstlerischer Formung, und hieraus geht nicht etwa ein Mangel an allgemeiner Einsicht Goethes hervor, sondern lediglich seine Gebundenheit an die Verpflichtungen seiner Zeit. Rembrandts lange Versunkenheit und plötzliche Auferstehung sind ein anderes Beispiel dafür, dass wir, notwendigerweise gebunden an die Entwicklungsverpflichtungen unserer Epoche, doch nur erkenntniswache

Sinne und Blicke für diejenigen Elemente der zurückliegenden Geistesgestalten haben, die wir brauchen, die sich uns offenbaren, die wir sind.

Nun ist es nicht neu, und dem ernsthaften Verlangen aller Aufrechten längst deutlich, dass der Mantel der Kirche von der Gestalt Christi herabzusinken beginnt, und dass wir im Zeichen einer Erneuerung seiner Figur leben, und dass diese Erneuerung unter dem grossen Wort steht: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Wer die von einer beinahe unheimlichen Hellsichtigkeit der Erkenntnis getragenen Worte des Russen Dostojewski kennt, die er über den Gegensatz von Liebe und Kirche in seinem unvergleichlichen Grossinquisitor sagt, weiss wesentlich und endgültig welch machtvolle Scheidung der Geister sich mit dieser wahrhaft sittlichen Erkenntnis vollziehen muss. Aber das Bild des Christus, das nach der Begegnung mit dem Kirchenfürsten zurückbleibt, steht wohl deutlich ausserhalb der Kirche, ausserhalb aller Dogmen und Gesetze eines auf Menschenmitleid berechneten Tuns, aber mit dem Versuch, es lebendig in unser Leben einzuführen, sinkt es hinter die Schleier der Geschichte in eine heldenhafte und unerreichbare Vergangenheit zurück.

Es ist nun nicht etwa meine Aufgabe, dem mütterlichen Gebäude der Kirche Fehler oder Irrtümer nachzuweisen. Die vergangene Rolle der Kirche bleibt heilig, als die Rolle der Bewahrenden, als der Weg, als der Träger und Zeuge, es handelt sich nicht darum den Zurückliegenden ihren Geisteswandel nachzuprüfen, sondern die innere Schau der Gegenwärtigen zu begreifen. Auf den Lichtwegen einer Idee wird die Menschheit zum Organismus, in dessen Entwicklung jede Phase notwendig ist.

Mir ist allein wichtig, diejenigen Worte des neuen Testaments zu

finden, in deren Licht mir die Gestalt Christi am mächtigsten erscheint, oder, was dasselbe bedeutet, in deren Licht ich sie in unserer Zeit so zu sehen vermag, wie sie mir lebendig wird. Es mag hier die Frage nach der Berechtigung solcher Sonderauffassung bei Einzelnen auftauchen, und nach Begründungen für diese oder jene Auswahl von Worten. Hier muss ich daran erinnern, dass die Evangelien selbst, oder die ihnen angefügten sogenannten Epistel der Jünger Christi, wie auch die Offenbarung, voller Widersprüche sind, wenn man ihren Sinn nur logisch zu fassen sucht. Es gibt kaum einen Ausspruch Christi, dem nicht ein anderer entgegenzuhalten wäre, der das Gegenteil zu sagen scheint. Die Evangelien selbst sind genau so gut in das Licht einer besonderen, persönlichen Auffassung ihrer Verfasser gestellt, wie diese Auffassung sich in ihren späteren Briefen zeigt, und die Apokalypse zum Beispiel enthält zweifellos eine Fülle jener tiefsten, nur durch Offenbarung gewonnenen Weisheit im Geiste Christi, die wiederum nicht deshalb in Frage gezogen werden darf, weil die logischen Zusammenhänge nicht deutlich werden.

So glaube ich, dass ein Versuch, gedanklich von Wort zu Wort gehend, niemals zu einer umfassenden Erkenntnis des Wesens Christi führen wird, sondern dass vielmehr seine mystische Gesamtwirkung, die die Folge einer langen und unwillkürlichen Beschäftigung mit seiner Person ist, in einem sicheren und festen Gemüt eine Vorbedingung seiner Erneuerung ausbilden könnte. Von solcher Sicherheit eines fühlenden Herzens aus, das sich allein durch Liebe leiten lässt, ist ein Standpunkt zu gewinnen, von dem aus ein Rückschluss auf die Bedeutsamkeit seiner einzelnen Aussprüche, die Kraft zu wertendem Vergleich, zu gewinnen wäre. Das heisst mit anderen Worten: dass die Figur Christi sich gewis-

sermassen absichtslos in einer Seele bildet, dass die Gedanken den Versuch machen, diese Figur nun so, und nur so, durch ihre Einsicht zu stützen, dass sie im unbeeinträchtigten Charakter dieser Vision deutlich wird.

Ich glaube, dass dieser Vorgang sich bei allen vollzogen hat, die innerhalb oder ausserhalb der Kirche die Gestalt Christi neu und eigentümlich erlebten. Denken wir etwa an den heiligen Augustin, an Meister Eckehardt, an Angelus Silesius, oder an Martin Luther: Luthers erster Antrieß, seine erste Vorstellungen waren intuitiv-visionär, seine Dogmen entstanden viel später. Sein "Hier stehe ich, ich kann nicht anders" zeugt weit mehr vom Eigensinn seiner inneren Schau als von der schon begründeten Sicherheit seiner Erkenntnis.

Es ist nun deutlich, dass die Kirche vornehmlich diejenigen Eigenschaften und Aussprüche Christi zu den Grundpfeilern ihres Doms gemacht hat, die die Barmherzigkeit mit der Schwäche, das Erbarmen mit den Verlorenen und die Geborgenheit für die Verirrten betonen. Ihre grosse Gnadenleistung setzt bei der Menschheit Müdigkeit, Hilflosigkeit, Verirrtheit und Sündhaftigkeit voraus, und, um alles in ein Wort zu fassen, das die Zustände dieser Einstellungen umschreibt: sie macht die Erbarmungswürdigkeit der Menschen zur Voraussetzung ihrer sacramentalen Gnadenleistung. Erinnern wir uns, als Erweis hierfür, der überlegenen Bedeutung etwa eines Wortes wie: "Der Herr ist mein Hirte", das ruhig aus dem Geist des alten Testaments in den des neuen übersetzt worden ist, oder an das bezeichnendste Wort: "Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid". Es erübrigt sich die ganze Reihenfolge dieser Bibelworte anzuführen, auf deren Trost und Lockung sich die priesterlichen Machtgewalten der Vertreter der Kirche erheben,

sicherlich ist vornehmlich in ihnen die kirchliche Gestalt des Heilands lebendig.

Vom Bildnis des Hirten mit dem Stabe, bis zum segnenden Christus von Thorwaldsen bezeichnen unzählige Barmherzigkeitsmonumente diese Gnadebahn, die das Elend, die Hilflosigkeit der Menschheit zur unerschütterlichen Voraussetzung ihrer himmlischen Triumphe macht.

Nun bedarf es keiner besonderen Erwähnung, dass dieser Mann in der unfassbaren und unnennbaren Fülle seines Gemüts und Geistes zweifellos wieder und wieder auch in dieser Haltung angetroffen worden ist, aber für uns kann nur die Frage wichtig sein, welche seiner Aussprüche die an Kraft und Erkenntnis bedeutsamsten sind.

Die sogenannten Freidenkenden unserer Zeit, meistens diejenigen, die so frei sind, nicht zu denken, haben sich längst, mit mehr oder weniger Erfolg der Einsicht daran gewöhnt, die kirchlich göttliche Gestalt Christi, durch die eines grossen Menschen schlechthin zu ersetzen, trotz allem aber ist über seiner Erscheinung ein trostloser und beklemmender Schleier von Zögern, Befangenheit und ungeduldiger Abwehr geblieben. Um klar zu sagen, was ich meine, vergleichen wir einmal, unter welchen Nebenumständen der Gemüthshaltung man einen Ausspruch etwa von Buddha, Sokrates oder Laotse, verglichen mit einem Ausspruch Christi zitieren würde. Dieser Unterschied hat seinen Grund einzig darin, dass bei der geforderten Anerkennung für ein Christuswort Erbarmungswürdigkeit und Unterordnung die heimliche Voraussetzung geworden sind, während bei jedem anderen Weisen Hochherzigkeit, Kraft und Verstand vorausgesetzt werden.

Ich nehme mir die Freiheit, Hochherzigkeit, Kraft und Verstand vorzusetzen, wenn ich drei Aussprüche, die ihm zugeschrieben sind

werden, nenne, von denen ich glaube, dass er, der von seiner Wiederkunft und Auferstehung gesprochen hat, in ihnen in unserer Zeit auferstehen wird.

Das erste Wort der Offenbarung seiner Kraft und seiner Erkenntnis ist die Einsicht in das Gesetz das lautet:

"Wer hat, dem wird gegeben, wer nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat."

Das zweite, das in unmittelbarem Zusammenhang damit steht, ist das Wort von den Berufenen und Erwählten, und das dritte scheint mir die Warnung zu sein:

"Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Bösen".

Ich nenne vorerst die drei Worte nur, der Zusammenhang soll deutlich werden, vor allen Dingen ihr Zusammenhang mit dem Sinn aller Worte Christi, mit dem Erlösungsgedanken. Nur in diesem, ihrem einzigen Sinn begriffen, beginnt ihr heimliches Leben sein Glühen, angewandt auf irgend eine praktische Lebensfrage im Vergänglichen der Welt erlischt ihr Glanz; die Ethiker einer angewandten Heilslehre haben mit ihnen nichts zu schaffen, sondern allein das Menschenbedürfnis nach innerer Freiheit.

Zuvor jedoch, um den Lichtkreis zu schaffen, in dem der Sinn dieser Worte wahrhaft deutlich wird, will ich ein allgemeines, entscheidendes Wort des neuen Testaments vorausstellen und zu begreifen suchen, das unendlich einfache und umfassende Wort vom Wesen Gottes, das Johannes sagt: "Gott ist die Liebe, wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."

Die allgemeine Auffassung oder Auslegung dieses Worts war etwa die, dass Gott als Person so liebevoll sei, dass man ihn geradezu die

Liebe selbst nennen könnte. In dieser feinen, scheinbar so unwesentlichen Verschiebung, die der innigen Gottgeborgenheit, der wahrhaft hellsehtigen, aus tiefstem Gehorsam gewonnenen Offenbarung dieses Worts des Johannes in entstellender Weise Abbruch tut, liegt einer der folgenschweren Irrtümer, wie ihrer viele der Christus-Idee anhaften und ihren Glanz verdunkeln. Gott ist die Liebe, das heisst: In der Liebe offenbart sich Gott. Das ist in Wahrheit alles.

Dies soll nicht leichthin ausgesprochen sein, ich will kein freundlich-bereitwilliges Einverständnis, es soll erwiesen werden nach der besten Kraft von Schau und Gedanken.

Der Gott der christlichen Kirche, der Gott unserer Kultur, jener Gott, der die Liebe genannt wird, zeigt sich in dem grossen, strahlenden Verlauf, den dieser Liebes- und Gottesbegriff auf den Wegen der Kirche gemacht hat, im Bild einer Dreieinigkeit von Vater, Sohn und heiligem Geist.

Was nun hierzu die Menschheit in den Generationen zweier Jahrtausende in Ehrfurcht geschaut und geglaubt hat, das ist sie selbst, oder es ist das heimliche Sinnbild ihrer selbst, tief verwoben mit der Beschaffenheit des Menschen. Irrtümer werden nicht zu vieltausendjährigen Symbolen. Die Götter der Griechen etwa oder der Ägypter waren keine Irrtümer, wie die Engherzigkeit und Einseitigkeit orthodoxen Hochmuts lehrt, in ihnen, diesen Götterbildern, zeigt sich uns das reine und reiche Menschenwesen der Alten. Verglichen mit dem Wesen echter Religiosität ist die Religion beinahe gleichgültig.

So ist eine erhabene, geistige Wahrheit unerschütterlich gebunden durch das Gesetz des Menschseins, in diese Dreieinigkeit, die Gott ist. Hätte ich also darin recht, dass ich die Liebe und Gott einander

gleichsetze, so müssten jene Elemente von Vater, Sohn und Geist, die Gott sind, zugleich auch die Elemente der Liebe sein. Und sie sind es.

Es müsste, um es in anderen Worten zu sagen, im Wesen der Liebe ein Element sein, das gleichzusetzen wäre mit dem Vater, ein anderes gleichzusetzen mit dem Sohne, und ein letztes gleichzusetzen dem heiligen Geist. Ich will die drei Grundbegriffe nennen, die dem kirchlichen Dreieinigkeitsformal im Wesen der Liebe entsprechen, sie sind einzig zu suchen in der Grundbeschaffenheit eines echten Gemüts, im Boden der Liebe, und so entspricht dem Vater der Gehorsam im Menschen, dem Sohn die Offenbarung im Menschen und dem heiligen Geist die Gemeinschaft unter Menschen.

Ich glaube, dass die Grundbeschaffenheit eines Herzens, das der Liebe fähig ist, tief gebunden ist an den Gehorsam, dass nur in ihm, jene zweite Wesenhaftigkeit in uns zur Wahrheit werden kann: die Offenbarung, und dass allein unter Voraussetzung beider als Zustand und Eigenheit jenes dritte Element möglich ist, das wahrhaftige Gemeinschaft bedeutet.

Wie der Sohn aus dem Vater hervorgegangen ist und der Heilige Geist den Ring dieser Einigkeit zu einer Dreieinigkeit schliesst, so wird dem Menschen wahrhaftige Einsicht allein durch den Gehorsam kommen, nur im Gehorsam ruht die Voraussetzung zur Offenbarung, die die Quelle allen echten Erkennens ist, und einzig in beiden ist wahrhaftige und bleibende Gemeinschaft denkbar.

Ich möchte, es wäre zugleich deutlich geworden, wie tief jede Erneuerung in der Schau mit dem Herkommen verwoben ist. Es gibt keine andere Erneuerung, denn Wandel und Wachstum geistiger Gestalten vollzieht sich organisch, eng gebunden an Wachstum und Entwicklung der Völker. Es gibt nur echt oder unecht. Neu und alt als Bewertung sind immer die Schlagworte derer gewesen, die echt und unecht nicht unter-

scheiden können.

Wichtig ist allein, dass die Erkenntnisse und Bilder, in denen die Gestalten der Vergangenheit uns begleiten, durch unsere Vernunft und leidenschaftliche Mühe in das ureigenste Licht des uns heute eigentümlichen Begreifens gestellt werden. In diesem Sinn möchte ich ein grosses und wichtiges Wort aus dem Munde Christi wählen, um weiter zu gehen auf jener Bahn, die die Bedeutsamkeit der ersten drei genannten Aussprüche deutlich macht.

Dieser Ausspruch lautet: "Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Wie der prophetischen und weisheitsvollen Seherfigur Christi fast überall eine bei weitem intensivere Absicht, zu ändern und zu bessern zugeschoben wird, als er sie in Wahrheit gehabt hat, so ist auch dieses Wort unter die tendenziösen Nebenabsichten eines besonderen Lehrplans geraten. In wie hohem Masse diese Entstellungen vorkommen, mag besonders aus den Seligpreisungen der Bergpredigt hervorgehen. Die Worte einfacher Feststellung und Erkenntnis, mit denen sie beginnt, die sogenannten Seligpreisungen, stehen alle unter der feinen Entstellung, als hiesse es: "Seid reinen Herzens, damit ihr selig werdet."

Die Unterscheidung, die in diesen beiden Auffassungen liegt, ist mir unendlich wichtig für das Gesamtbild, das zu geben mit am Herzen liegt. Und so ist auch das Wort, von dem ich jetzt spreche: "Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", selten anders ausgelegt worden, als hiesse es: "Ich bin für euch der Weg, den ihr gehen müsst, um jenes Reich, jene Seligkeit zu erlangen, die ich verkünde und darstelle."

Es ist erstaunlich und in vielen Fällen kaum fassbar, dass diesen unendlich einfachen, logisch klaren, visionär deutlichen Bildern, Bei-

spielen und Gleichnissen ihr Sinn hat geraubt werden können. . Ich bin der Weg, den die Liebe, das ist Gott, nimmt, durch mich hindurch, um in der Welt sichtbar zu werden. Und nur aus dieser Auffassung ergibt sich die Möglichkeit zu folgern: Deshalb bin ich die Wahrheit und deshalb bin ich das Leben.

Weil ohne Willenshemmung, ohne Widerstand sein Wesen zum Weg wird, den die Liebe nimmt, deshalb wird sie wahr und einzig lebendig offenbar.

Diese Aussage nun, "Ich bin der Weg", darf und kann in dieser Auffassung kein Vorrecht Christi mehr bleiben, sondern sie ist das Vorrecht aller, die, von der Liebe entzündet, der Liebe kein Hindernis bereiten, die zum Weg der Liebe werden.

Wird nun diese Erklärung des Worts richtig aufgefasst, so ergibt sich daraus der merkwürdige Schluss, dass die Liebe oder Gott, als eine Kraft gesetzt, unabhängig von unserem Tun und Willen zu uns kommt, als suchte sie einen Weg der Offenbarung. Hier schliesst nun zum ersten Mal der Fortgang der Forschung an das erste jener wichtigen Worte an, die ich genannt habe, und in einem besonderen Sinn wird deutlich, was in diesem Geist bedeutet "Wer hat, dem wird gegeben."

Ebenso führt er weiter und notwendig hinüber zu der Erkenntnis, dass es Berufene und Erwählte geben muss, denn es ist ohne Weiteres klar, dass nicht jedes Herz in jener Bereitschaft und Beschaffenheit ist, die diesen Weg bedeuten würde.

Ich muss hier um der Voreingenommenheit der Gemüter willen, der Macht wegen, die in aller Tradition der Auffassung liegt, noch einmal betonen, dass bei diesem Wort von den Berufenen und Erwählten, Christus selbst von nichts weiter entfernt ist, als davon, dass etwa er beruft oder auswählt. In dieser Feststellung offenbart sich zunächst nichts

als seine Erkenntnis, dass hier ein Gesetz waltet.

Welch anderes Gesicht gewinnt in unserem Geistesleben das Wesen Christi und seine weisheitsvolle Verkündergestalt, wenn wir seine grossen Aussprüche der Erkenntnis der praktischen Absichtlichkeit einer Einwirkung auf unser Verhalten entkleiden, wenn wir sie nicht nur und nicht zuerst als eine Aufforderung zu einer Änderung unseres Wesens betrachten, sondern als eine Erkenntnis der Gesetze, unter denen wir als Menschen in unserer Beschaffenheit stehen.

Dies erscheint mir der wesentliche Punkt jener Einstellung, in der uns allein die Figur Christi im Zusammenhang mit unserer Geisteskultur erneuert werden kann. Zum Erweis komme ich auf eine Grundhaltung der Beschaffenheit, die er am häufigsten bei allen seinen Worten der Verheissung, der Zustimmung, der Segnung, zur Voraussetzung macht. Sie wird offenbar in seinem oft ausgerufenen und selten verstandenen Wort: "Dein Glaube hat dir geholfen."

Niemals ist es eine Leistung, kein Streben, kein besonderes, am wenigsten ein tugendhaftes Tun, dem dieses Segenswort der Hilfe folgt, sondern es ist der Glaube, dem alles gegönnt, alles verliehen, alles Heil zugesprochen wird; und hier will ich ~~darunter~~ auf das eingehen, was Glauben in den Augen dieses Mannes bedeuten muss, und was in den Anweisungen und Forderungen der Kirche unter Glauben verstanden wird.

Ich beginne mit der Kirche: Es ist über jeden Zweifel erhaben, dass die Kirche unter Glauben unsere bewusste Einstellung zu einer ganz bestimmten Überzeugung versteht. Sie fordert, dass wir etwas übersehen, wissen, vergleichen, anerkennen, und dass wir ihm zustimmen im Geist einer bestimmten Belehrung. Sie steht, um ihre Art umfassend zu kennzeichnen, in Dingen des Glaubens durchaus in der agitatorischen Haltung

des Paulus. Sie fordert unsere Glaubenseinstellung, die sogenannte Bekehrung, als einen bewussten Willensakt.

Was aber Christus unter Glauben verstanden hat, muss notwendigerweise etwas ganz anderes sein, denn merkwürdigerweise fällt sein Wort, dass Glaube geholfen habe, am häufigsten, wo es sich auf Einstellung auf eine Lehre, um Wissen, Vergleich, Überzeugung oder Absicht am wenigsten handelt. Ich erinnere etwa an den Hauptmann von Kapernaum, an das Weib, das nur sein Kleid berührt, an die Kinder, denen er das Reich verheißt und endlich an jenen wichtigen Fall des Schächers am Kreuz, der, ein Ausgestossener, ein Verurteilter, nicht mehr von Christus erfährt, als seine Haltung am Kreuz. Er sagt, halb erstaunt, halb bewundernd: "Du bist wahrlich Gottes Sohn gewesen," nur weil er ihn in seinem Verhalten sieht. Und bleiben wir bei diesem Beispiel, um auf das zu kommen, was Christus notwendig Glauben nennen muss; ich nenne seine Antwort, die lautet: "Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein." Nicht wie die Kirche lehrt und auffasst, sagt er: "Heute noch verschaffe ich dir das Paradies", sondern er stellt diesen Mann sich gleich und sagt: "Du mit mir."

Was ist nun die Vorbedingung dieser Gleichstellung, was kann es anders sein als eine Beschaffenheit an Stelle einer Belehrtheit? Belehrt oder gar bekehrt waren diese Leute unmöglich, man stelle sich die Situation vor, und die unerhörte Unerwiesenheit von Christi Mission und Triumph. Hier fällt das Wort, das die Beschaffenheit, die in einem Augenblick solche innere Einstellung und Haltung ermöglicht, die Quelle ist, aus der Erlösung fließt.

So macht Christus zur Voraussetzung dessen, was er Glauben nennt, eine bestimmte Beschaffenheit und nicht eine Absicht des Herzens, eine

Beschaffenheit, die uns zuletzt nur eines zu ermöglichen braucht: "Ja" zu sagen, wenn uns die Wahrheit der Liebe entgegentritt. Und dieses "Ja" ist dasselbe, was ich als Gehorsam bezeichnet habe. Nicht ein Gehorsam aus Pflicht, sondern ein Gehorsam als Freiheit.

Dieses Ja, das den Zustand des Gehorsams ergibt, ist nun die Vorbedingung zu jenem zweiten Wesensbestand der Liebe oder Gottes, der Offenbarung. Nur diesem aus einer tiefen Überzeugung der eigensten Beschaffenheit stammenden "Ja", also dem freien Gehorsam, eröffnen sich die Lichtwelten der Offenbarung. Und deutlich ergibt sich aus dem Zusammenwirken beider die einzige Gemeinschaft, die wahrhaftig und von Bestand ist: die Gemeinschaft mit jenem Geist, der in dem mächtigen und göttlich einfältigen "Du mit mir" liegt.

In diesem Sinn ist Christus in der mystischen Dreieinigkeit dasselbe, was im Wesen der Liebe die Offenbarung ist, wie auch er selber des Öfteren mit dem gleichen Wort von sich spricht. Und ich stelle an diesem Punkte noch einmal den alten Gottbegriff der Dreieinigkeit, mit Vater, Sohn und Geist, den Elementen der Liebe gegenüber, als Gehorsam, Offenbarung und Gemeinschaft. - Ein Wort wie etwa dieses: "Du bist wahrlich Gottes Sohn gewesen," hiesse damit das gleiche wie: "Du bist wahrlich die Offenbarung der Liebe gewesen."

Im Verstand solcher Auffassung ist meine Hoffnung lebendig, die Gestalt Christi und die Idee seines Daseins in der Geisteskultur unserer Völker wiederzufinden und neu zu begreifen. Nicht in einer ins Praktische verwobenen, engmoralischen Lehre, sondern in der reinen Durchgeistigung des Begriffs der Liebe, die sich niemals mit praktischen Ansprüchen verweben lässt. Damit wäre auch für das persönliche Leben die Forderung an Jesus Christus zu glauben aufgehoben in die

Freiheit, dass wir nicht an ihn glauben, sondern wie er.

Um die Folge dieser Gedanken zu vollenden, erwähne ich noch einmal die drei Worte, von denen ich ausgegangen bin, und von deren Gehalt aus ich an die geistige Wiedergeburt der hohen und weisen Menschenfigur Christi in unserer Zeit glaube. Es waren die Worte: "Wer hat, dem wird gegeben", das Wort von den Berufenen und Erwählten und sein Ausspruch aus der Bergpredigt "Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Bösen."

Überdenken wir, dass die Beschaffenheit zur Vorbedingung gemacht worden ist, damit Glauben in uns möglich wird, dass Glauben nicht etwa bedeutet, das Wesen der Liebe zu verstehen, zu begreifen, oder gar zu wollen, sondern "Ja" zu ihr sagen zu können, dass jenes "Haben", dem noch gegeben werden soll, nichts bedeutet, als die durch den Gehorsam in uns erwiesene Möglichkeit zu wahrer Gemeinschaft im Geist der Liebe - - welche Bedeutung hat in diesem Zusammenhang das letzte Wort, das verbietet dem Bösen zu widerstreben?

Ehe es möglich ist, diesen merkwürdigen Ausspruch, der scheinbar in so unerhörtem Gegensatz zu anderen Aussprüchen dieses Mannes zu stehen scheint, besonders aber zur ganzen Ethik der Kirchenlehre steht, recht zu begreifen, ist es notwendig, von einer anderen Feststellung Christi her das Licht zu gewinnen, in dem dies Wort in den strahlenden Offenbarungskreis seiner Idee eingereiht erscheint.

Es ist dies das Wort, das im Johannes-Evangelium aus seinem Munde fällt, und dessen ausserordentlich und hohe Wichtigkeit es zu einem der grössten Worte in den Evangelien macht; es ist sein Ausspruch: "Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt."

Hier gilt es im geistigen Gesamtbild zu bedenken, dass Christus

sich selbst Gott, der Liebe, gleichstellt, ("Wer mich sieht, der sieht den Vater") und dass Gott die Liebe bedeutet. In diesem Verstande heisst das Wort in seiner allgemeinen Bedeutung: "Nicht wir haben die Liebe erwählt, sondern die Liebe hat uns erwählt."

Damit ist dieser mystischen Allmacht, die wir einfach zugleich als unerklärbar und zugleich als vorhanden annehmen müssen, in der Auffassung Christi eine selbsttätige, in ihr ruhende Funktion, als Wesenhaftigkeit und Wirkung gesetzt. Sie wäre etwa dem Licht vergleichbar, niemals aber einer Flamme, die wir willkürlich, mit Absicht oder durch Tun und Streben in uns zu entzünden vermögen.

Nehmen wir nun heute an, dass hierin das Wirkungswesen der Liebe in ihrer unerklärbaren Gnadenallmacht bezeichnet ist. Gleichviel jetzt, ob wir an eine sogenannte göttliche oder an eine sogenannte menschliche Liebe glauben, so ist die Voraussetzung gegeben, unter der jener wichtige Ausspruch, dass wir dem Bösen nicht widerstreben sollen, seinen Sinn empfängt. Ich will versuchen, es in einem einfachen Bilde klarzumachen:

Ist es wahr, dass, wie Christus sagt, nicht wir die Liebe erwählen, sondern die Liebe uns, so wäre das Verhältnis unserer Beschaffenheit zu ihr vielleicht dem Wesen einer Pflanze vergleichbar, auf die das Licht fällt. Wieviel vermag sie zu tun, um diese Gnade des Lichts in sich zu fördern? Tut sie in ihrer unverrückbaren Beständigkeit sich dem Licht hinzugeben und zu öffnen nicht alles, dessen sie zu ihrer Vollendung bedarf? Wenn wir uns nun dieses Pflanzenwesen in einem qualvollen Eifer denken, seine natürlichen Verhältnisse des Wachstums zu bessern, etwa den Schatten zu verbannen, das nach seiner Meinung Schädliche zu vernichten, so haben wir ein Bild dafür, was es

heisst, dem Bösen zu widerstreben.

Ein anderes Bild entrollt sich uns mit einem Blick auf die kirchliche Geschichte des Reichs Christi auf Erden. Immer und je mehr dem Bösen widerstanden worden ist, umsomehr ist es gewachsen. Als die Stellvertreter Christi in Rom eine Weltmacht wurden, als ein Heer ihnen diene, wurde die Gestalt Satans am deutlichsten, am sichtbarsten in der Vorstellung der Menschen. Denken wir an das Mittelalter, und wie Satans Bild mit Macht angewachsen ist, je mehr ihm widerstanden wurde. Von Satans Gestalt selbst bis zu Dämonen und Hexen ist ein teuflisches Heer aus dem Widerstand erwachsen, und es wird immer so sein, denn das Böse wächst unter dem Widerstand.

Die visionäre Dämonie des Blicks Christi dringt in Wesenstiefen des Menschlichen, die von der Erscheinungswelt unseres praktischen Daseins, von der Tatsächlichkeit auch unseres geistigen Alltags verschüttet worden ist. Für Christus bedeutet das Widerstreben gegen das Böse eine Abkehr von den Segnungen des einzigen Heils, er weiss, dass niemand das mystische Bett seiner Empfängnis, seine Beschaffenheit, zu verändern oder zu verbessern vermag. Er weiss, dass nur dem gegeben wird, der hat.

Ich will dem Zweifel begegnen, der bei einem solchen Verhalten dem Bösen gegenüber in manchen Gemütern erwachen muss. Die Frage steht auf, ob ein solch bereitwilliger Zustand einer scheinbar tatlosen Empfängnis nicht zu einer ruhmlosen und bequemen Unabsichtlichkeit des Verhaltens führen möchte.

Wer so denkt, weiss nicht, was Liebe ist, und nicht nur die ~~himmli~~ Worte Christi, sondern alle Worte, die die Lichtbereiche der Liebe angehen, werden ohne besondere Bedeutung für ihn bleiben. Wer aber Liebe

zu empfinden vermag, wer aus der Liebe ist, der weiss, dass ihr Wesen Tun und Wirken an sich ist, sie ist Leben und Seligkeit schlechthin und schliesst deshalb das Eifern um Leben und Seligkeit aus.

Freilich kommt es darauf an, was jenes Böse bedeutet, dem nicht widerstanden werden soll. Unsere Verfehlungen, Gebrechen oder Verbrechen, unsere Untugenden im Rahmen der menschlichen oder bürgerlichen Gesellschaft, sind es jedenfalls nicht. Diese mögen böse sein, im Zusammenhang mit unseren vergänglichen irdischen Einrichtungen, im Zusammenhang mit dem Erlösungsgedanken spielen sie keine Rolle, auch nicht die kleinste. Wer zweifelt mag sich des Freispruchs erinnern, der dem Schwächer am Kreuz zuteil wird. Freilich hatte er auch noch etwas anderes als Untugenden. Nein - das Böse ist in der Vorstellungs- und Erkenntniswelt Christi die Nicht-Liebe. Es ist das Vergängliche im Gegensatz zum Unvergänglichen, es ist, um mit seinen Worten zu sprechen, diese Welt im Gegensatz zum Reich.

Ich glaube, dass einer genau in dem Masse, in dem er der Kraft seiner Liebe nicht glaubt, den Versuch unternehmen wird, aus eigener Kraft dem Bösen zu widerstreben. Aber wir sind nicht dem Licht näher, wenn wir die Finsternis erkannt haben, sondern wir sind der Finsternis ferner, wenn wir das Licht erkannt haben. Es gibt eine bedeutsame Reihe von Aussprüchen Christi, die diese Einsicht als die seine unzweifelhaft bestätigen, ganz abgesehen von seinem eigenen Verhalten bis an sein Ende. Oder wie sollten wir sein Wort auslegen, das er zu Petrus sagt, als ihn die Kriegsknechte fesseln: "Oder meinst du, dass ich nicht könnte meinen Vater bitten, dass er mir zuschicke mehr denn zwölf Legionen Engel?"

Er widersteht dem Bösen nicht und findet in seiner Haltung die

Gewähr für eine vollkommene innere Freiheit.

Eines ist sicher: Wir sind nicht der Liebe am nächsten, je wehrhafter wir sind, sondern wir sind der Liebe am nächsten, je hilfloser wir sind. Als am Kreuz aus dem Munde Christi das Wort der grössten Hilflosigkeit fällt, das wir von ihm kennen, sein Schrei: "Mein Gott -(oder meine Kraft) - warum hast du mich verlassen", da ist er dem ewigen Triumph der Liebe am nächsten, da fällt sein Wort: "Es ist vollbracht."

Ich möchte zum Schluss, allgemein auf das zurückblickend, was sich nach solcher Auslegung des Liebes- und Gottesbegriffs Christi an scheinbar einseitiger, ja grausamer Ausschliesslichkeit ergeben mag, an eine Geschichte erinnern, die in den Evangelien von ihm erzählt wird: Seine Begegnung mit dem Feigenbaum, den er verflucht, weil er nicht Früchte trägt, in jenem Augenblick, da Christus Verlangen danach hat. Es ist dies eine von den Geschichten, die den Forschern und Gläubigen, den Zweiflern und Hassern viel zu schaffen gemacht hat, und deren Auslegung ein sonderbares Chaos von Erwägungen entfesseln musste.

Soviel ist deutlich, in den alten Liebesbegriff ist diese Härte nie und nimmer einzureihen, aber selbst jene wohlwollenden Liberalen, die in der lauen Mitte immer noch einen Weg der Einsicht erhoffen, stehen vor diesem Ereignis voll ablehnender Entfremdung. Die Willkür dieser Verdammnis scheint ungeheuer. Ist doch unzweideutig hinzugefügt, dass nicht die Zeit war, da die Feigenbäume Früchte trugen.

Was bedeutet dieser sonderbare Vorfall voll Härte und Grausamkeit, seinem tieferen Sinn nach? Welches Licht endlich wirft er auf meine Art der Betrachtung und auf die drei Worte, deren Darlegung diese Betrachtung galt?

Christus sagt, nachdem er nur Blätter und keine Früchte am Baum

gefunden hat: "Nun esse von dir niemand keine Frucht ewiglich." Das heisst: Wenn in der Stunde, in der die Offenbarung der Liebe einem Menschen entgentritt, in der sie sein Herz begehrt, um in der Welt sichtbar zu werden, wenn in solchen Augenblicken ein Mensch frucht- und gabenlos dasteht, dann wird er das Licht der inneren Freiheit, das Christi Wesen meint, niemals sehen, niemals empfinden.

Man wendet ein: Es könnte noch zu andrer Stunde sein. Niemals. Denn es handelt sich in der Vorstellung Christi nicht um eine angenommene oder um eine anzunehmende Überzeugung, sondern um Beschaffenheit. Wer aber beschaffen ist, ein Weg der Liebe zu sein, der ist es in der einen grossen Stunde der Begegnung, im Augenblick, da sich ihm die Liebe offenbart, ganz bestimmt.

Wie deckt sich nun dieses Gleichnis, dessen Sinn vergessen ruhte, klar und einfach mit seinem Wort von den Berufenen und Erwählten. In solcher Erkenntnis ist es einreihbar, in ihr erscheint Christus machtvoll konsequent, in Ewigkeit geschieden von jeder Halbheit.

Die Älteste Mythe vom Gottbegriff verkündet, dass Gott das Licht von der Finsternis schied, das Chaos aufhob in Tag und Nacht. Die schaffende göttliche Kraft, die Liebe, scheidet. Satan mischt. Und von dieser scheidenden Kraft unbarmherziger Ausschliesslichkeit aus, will ich noch ein Wort über die Berufenen und Erwählten sagen und mancher heimlichen Frage Antwort geben. In welchem Licht stehen nun diejenigen, ^{man} die nach Christi Auffassung die Nicht-Erwählten, die Nicht-Berufenen nennen müsste.

Sie stehen im Licht der Erwählten. Mehr mag kein Mensch zu sagen. Denn die Erwählten sind nicht eine gesonderte Schar Bevorzugter, die das Ihre retten und selbstsüchtig bergen, sondern die Erwählten

sind diejenigen, die die Liebe wählt, um in der Welt sichtbar zu werden. Ihr Wesen saugt den Wert der Welt nicht ein, sondern ihr Wesen strahlt den Wert der Liebe aus. Und allein so ist die Ausschliesslichkeit des Christus zu verstehen, der diesen Glanz nicht trüben kann.

Er macht die Liebe zum Heilselement der inneren Freiheit, der Erlösung des Menschen, und dieser, sein Liebes- und Gottbegriff, ist uns fremder und fremder geworden. Lag mir nun im Sinn, von der Idee seines Wesens aus Licht und Verständnis für die Geisteskultur unserer Völker zu gewinnen, so musste ich seine Gestalt der schmachvollen Vorbedingung von falscher Demut entheben, von Selbstentwürdigung und von Unterdrückung der Persönlichkeit. Erst im alten Feuer seiner hohen Forderung kann wieder Gott, der Geist, offenbar werden.

Gewisslich sagen jene Worte, die ich hervorgehoben habe, nicht alles, aber sie werfen ihr Licht auf Vieles. Der Christus der Evangelien macht seine hohe Zuversicht der inneren Freiheit des Menschen nicht abhängig vom Eingeständnis unserer Erbarmungswürdigkeit und Schwäche, sondern vom ruhigen und edlen Menschenbewusstsein unserer Kraft. Das bedeutet: Wer hat, dem wird gegeben.

D i e A u f e r s t e h u n g

Der Christus der Evangelien unterscheidet deutlich zwischen zwei Welten seiner Vorstellung. Sie kehren in verschiedenen Formen und Benennungen immer wieder, bald als Erde und Himmelreich, als Diesseits und Jenseits; ihre Kinder werden Bewohner des Lichts im Gegensatz zu den Kindern der Finsternis benannt, am häufigsten aber als "Diese Welt" einerseits und als "Das Reich" andererseits.

Sucht man nun für diese beiden Welten zusammenfassende Begriffe, die sie allgemein bezeichnen und deutlich machen, so lassen sich diese Gegensätze in zwei Formen einander gegenüberstellen, und zwar in einer Welt des Vergänglichen und einer Welt des Unvergänglichen.

Im Verlauf der Entwicklung, die in zwei Jahrtausenden die Lehre Christi in den Geistern und Gemütern ^{durch} gemacht hat, bilden sich diese beiden Welten, die er unterscheidet, deutlich als zwei verschiedene Grundelemente heraus. Nicht allein auf den Wegen der Kirche, sondern ebenso wohl auf denen der Philosophie, der Kunst und Dichtung, und zwar erweist sich das Vergängliche als die Welt der Tatsachen und Erscheinungen, das Unvergängliche dagegen als die Idee, als das in der Geisteswelt Allgemeine, als der Geist selbst. Es ist der Geist, von dem Christus sagt, er mache lebendig, im Gegensatz zum Buchstaben, von dem er sagt, dass er tötet.

Ich möchte nun, indem ich diese beiden Welten des Vergänglichen und des Unvergänglichen zur Voraussetzung meiner Betrachtungsform mache, zuerst ganz kurz auf die Begriffe von Seele und Geist eingehen; sie sind im Zusammenhang und in ihrer Beziehung zu diesen beiden Welten des Vergänglichen und des Unvergänglichen wichtig. Es liegt mir nicht daran,

sie im Sinne eines philosophischen Systems etwa festzulegen, sondern sie so zu begreifen, wie sie in den Evangelien angewandt werden.

Es fällt bald auf, dass dort das einfache natürliche Menschenleben und die Seele, einander häufig gleichgestellt werden, dass aber der Begriff Geist eine hohe besondere Bedeutung für sich behält. Seele und Leben jedoch werden oft das eine für das andere gesetzt. Ich nenne hierfür ein bezeichnendes Beispiel, das nicht nur dem Wortlaut nach bestätigt was ich sage, sondern das zugleich auch den tieferen Sinn der Gleichartigkeit der beiden Begriffe erweist. Der wichtige Ausspruch Christi: "Wer da sucht seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren" ist bei Lukas so verzeichnet, wie ich ihn hier anführe, dagegen heisst er bei Marcus: "Wer da sucht sein Leben zu erhalten, der wird es verlieren."

Der Begriff Seele scheint, wie dieses Wort in beiden Formulierungen deutlich erweist, eng verwoben in die Welt der Erscheinungen, in diese Welt, in die vergängliche, unerlöste Welt, in das Leben, wie wir es zunächst alle vollbringen, ob erlöst oder unerlöst. Wenn das Wort lautet: "Wer da sucht seine Seele, sein Leben zu erhalten, der wird es verlieren", so müssen Seele oder Leben hier als diesseitig, als vergänglich gedacht sein, denn auf etwas Unvergängliches bezogen, stünde das Wort in Widerspruch zum selbsttätigen inneren Gebot alles wahrhaft Lebendigen. Der Begriff Geist dagegen ist deutlich als jenseits dieser Welt des Vergänglichen gedacht; er bezeichnet eine über allem Dahinsinkenden erschaute, dauernde Lebensform, die das individuelle Sterben überdauert. Sei es nun im Zusammenhang mit der Liebe oder mit der Wahrheit, oder als höchste Gemeinschaft überhaupt, als Heiliger Geist. So sicher es möglich ist, für das Wort Seele das Wort

Leben zu setzen, Leben im vergänglichen Sinn, so unmöglich ist es, für den Begriff Seele den Begriff Geist zu setzen. Ein einziges Beispiel macht das deutlich, nehmen wir etwa Christi Ausspruch: "Wer den Geist lästert, der hat keine Vergebung ewiglich" und setzen hier Seele für Geist, und der hohe Sinn ist entstellt, das Pathos lächerlich.

Es ist mir wichtig, für eine Weile bei dieser Unterscheidung zu verharren, weil über die Beziehungen von Seele zu Geist in der allgemeinen Vorstellung eine heillose Verwirrung herrscht, und weil ich auf dieser Unterscheidung zum guten Teil aufbauen möchte, was ich zu sagen habe. Um in einem Satz Klarheit über das Verhältnis von Seele und Geist zu bringen, nenne ich ein Wort Friedrich Wilhelm Hegels. Er sagt: "Erst durch den Gedanken wird die Seele zum Geist". Es gibt nichts Bedeutenderes und zugleich Deutlicheres. Von der Seele sprechen wir mit Recht auch angesichts der Natur, das Tier hat für uns durchaus eine Seele, niemals aber Geist. Geist ist das ewige Vorrecht derer, die denken, und der rechte Gedanke ist die in die Bewusstseinswelt erhobene Wandlung der Seele in Geist, des Ewig-Individuellen in das Allgemein-Vernünftige.

Wenn ich nun Christi Auffassung von den beiden Welten als das Vergängliche und als das Unvergängliche bezeichne, so lassen sich für diese zwei Gegensätze ohne Mühe aus seinen eigenen Worten und aus der Historie seiner Worte belegende und erweisende Bilder finden; es ist dies das Bild der Erde, der Mutter, der Seele für das Vergängliche, für das Unerlöste, und das Bild des Vaters, des Geistes, der Erkenntnis für das Unvergängliche, für die Erlöstheit, für die Auferstehungskraft.

Diesen beiden Bildern nachzugehen, sie in der Gemüts- und Gedanken-

welt des Christen selbst und in der Geschichte der christlichen Kultur, in der grossen symbolischen Entwicklungskette seiner Idee im Geistesleben unserer Völker wiederzufinden, ist das Leitmotiv meiner Betrachtungen. Aber nicht nur diese Unterscheidung gilt es deutlich zu machen, sondern vor allem ihre Beziehung zum Sein und Wesen aller Worte Christi, zur Erlösung des Menschen, zur geistigen Freiheit, zur Auferstehung.

Ich möchte nun diesen Beginn unter das unvergängliche Licht dreier grosser Worte Christi stellen, deren Sinn und Bedeutung verschüttet worden ist wie ein Wegweiser unter einer Schutthalde, erloschen, verdorben, wie eine Packel in einem Sumpf. Es ist dies zuerst sein so unendlich bedeutungsvoller Hinweis auf seine Sendung, der einzige vielleicht, der seine Wirkung in ihrer ganzen Macht darstellt, sein Wort: "Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen bin Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert".

Das zweite Wort, das ich wähle, ist sein Ausspruch: "Lasst die Toten ihre Toten begraben."

Und das Dritte: "Wer meine Worte hört und glaubt nicht, den werde ich nicht richten."

Ich beginne mit dem ersten Wort: "Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen auf die Erde." In dieser Betonung liegt der rechte Sinn des Ausspruchs. Erinnern wir uns dessen, dass die Erde, diese Welt, das Vergängliche, in Christi Vorstellung einen Gegensatz zum Reich, zum Unvergänglichen darstellt. Frieden zu bringen war sehr wohl dem hohen Sinn seiner Sendung verbunden: vom Frieden, von seinem Frieden spricht er ^{sehr} wohl und immer in bedeutungsvollen Augenblicken einer heiligen Erhabenheit. Aber hier ist in klaren Worten kundgetan, dass

er diesen seinen Frieden nicht mit "dieser Welt" zu mischen gedenkt.

Dagegen spricht er mit Härte vom Schwert. Sollen wir mit der entgeistigten Schar seiner gedankenlosen Anhänger glauben, dass damit der Krieg, der Streit gemeint sei? Um Krieg in die Welt zu bringen, brauchte er nicht erst zu kommen, Krieg war vor ihm in der Welt und wird immer in der Welt sein. Auch der Krieg und Kampf um seine Lehre war nicht von ihm gemeint; es gibt und hat niemals einen Krieg um seine Botschaft der Liebe gegeben, es hat nur Kriege um die Kirche gegeben, um die Dogmen. Erst als sein Wort gemischt ward mit "dieser Welt", trug diese Welt den Krieg in das Evangelium, aber das Evangelium hat keinen Krieg in die Welt getragen.

Nein, das Schwert, das heisst die Entscheidung, die Scheidung, es heisst die Trennung vom Reich und dieser Welt, vom Vergänglichen und Unvergänglichen, von der Erde, der Mutter einerseits und von der Erkenntnis, dem Geist, dem Vater andererseits.

Diese Scheidung ist nach seinen eigenen Worten der Sinn seiner Sendung und damit zugleich die Vorbedingung zur Erlösung des Menschen zur Auferstehung. Immer wieder sehen wir dies Geistesschwert der Entscheidung in seiner Forderung, sei es mit der Geissel im Tempel, im Gespräch mit dem reichen Jüngling oder mit Nikodemus.

Und ist es denn, um von einer allgemeinen und nicht religiösen oder gar kirchlichen Seite her ein erklärendes Licht für diese Wahrheit zu gewinnen, überall in der Geisteswelt, auch ohne ihre Beziehungen zur Liebe, nicht dasselbe? Ist der höchste Sinn allen menschlichen Denkens, die Erkenntnis, nicht eine Folge der Unterscheidungskraft, der Durchlichtung des Chaos durch die Wertung? Könnte man nicht die Menschheit in zwei grosse Hälften teilen, in diejenigen, welche

Unterschiede kennen, und die, welche keine Unterschiede kennen?
Gleichviel auf welchem Gebiet? Welche sind, im organischen Sinn, die guten, die wertvollen, die höherstehenden? Welche sind der Einsicht, der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit näher?

Mit ist dieser scheinbar beiläufige Erweis wichtig, nicht um die Gegensätzlichkeit unserer Geistesspekulation zur Ideenwelt Christi zu betonen, sondern ihre Gemeinschaft. Im geistigen Sinn sind wir alle Christen, mögen wir uns noch so antikirchlich, noch so antichristlich stellen oder wähnen. Unsere ganze Geistes- und Gemütswelt - von der Denkungsart des einfachen Mannes bis hoch hinauf an die Zinnen der herrlichsten Kulturblüten unserer zweitausendjährigen Epoche, vom Ja und Nein unseres täglichen Meinens bis hinauf in die leuchtenden Wunderbauten der Bach-schen Musik - wir stehen alle im gleichen Geisteslicht, und dies Licht ist das Licht der Idee Christi. Das hat mit Bekenntnis oder Kirche, mit Gesinnung oder Charakter nichts zu tun.

Um fortzufahren nenne ich die Begriffe von dieser Welt einerseits und dem Reich andererseits, zwischen denen das Schwert der Scheidung wie eine mächtige, trennende Schranke gereckt ist, noch einmal in ihren bezeichnenden Formen: Hier diese Welt, die Erde, die Mutter - dort das Reich, die Erkenntnis, der Vater. Ist nun nach Christi grossem Wort das Schwert dieser Scheidung die Vorbedingung zur inneren Freiheit, zur Erlösung, so müsste, folgerichtig geschlossen, die Unfreiheit, das Böse in der Mischung dieser entgegengesetzten Welten liegen und wirken, und tatsächlich ist es so. Gott scheidet, Satan mischt. War es nicht Satan, der nach der Mythe Christus den Rat gab: Lass dich herab! und ihm die Welt versprach, die zu

seinen Füßen lag, die Welt der Erscheinungen, diese Welt? Christus antwortet, er wolle Gott nicht versuchen. Was heisst das anderes, als dass er es ablehnt, die Probe des Reichs auf diese Welt zu machen, dass er es ablehnt zu mischen, um erst in der Trübung die Bewährung zu suchen. Was heisst denn Gott versuchen sonst? Und ist nicht alles, was im falschen Namen der Liebe einhergeht und den Glanz ihrer Hoheit und Wahrheit trübt, eine Folge dieser Herablassung von der Zinne des Tempels, die Christus ablehnt?

Die Auslegung mag manchem neu sein. Schieben wir doch einmal die alten Begriffe von Frömmigkeit, Demut, Gläubigkeit, alle jene Formeln des sogenannten christlichen Glaubens beiseite, als wären sie nie gehört, nie geglaubt, damit vom Wesen seiner inneren Schau der Mantel der Nutzenanwendung auf die tausend Dinge des vergänglichen Daseins abfällt. Paulus sagt einmal: "Die Gottseligkeit ist zu vielerlei Dingen nütze." Es ist kaum ein verhängnisvollerer Satz ausgesprochen worden. Das geistige Wort ist nicht zu allerlei Dingen nütze, sondern es gilt ganz allein der inneren Freiheit, der Erlösung des Menschen. Ist dieser Wunsch nach dieser Freiheit in einem Menschen nicht lebendig, so geht es ihn nichts an, und so wird es ihn nicht richten. Dieser Wunsch, dieses Verlangen nach innerer Freiheit aber ist zunächst nicht christlich, sondern menschlich. Es ist so alt wie die Welt und wird noch bestehen, wenn unsere Kirche längst zu den mythologischen Bezeichnungen für eine Epoche gehört. Nicht weil Christus bestand haben wir dieses Verlangen, sondern weil ~~wir~~ wir dieses Verlangen haben, besteht Christus.

Seine Geistestat nun beruht nicht darin, dass er sich zu unserer Erbarmungswürdigkeit herablässt, oder darin, dass er unserer Hinfäl-

ligkeit sein Mitleid entgegenhält, sondern sie beruht darin, dass er jene Scheidung, das Schwert, von dem er als von seiner Sendung spricht, zur Voraussetzung der Erlösung des Menschen macht. Diese Forderung in ihm ist unerbittlich, wie alle Wahrheit, erst ihre Folge ist barmherzig, wie alle Freiheit. Darin liegen die scheinbar so unüberwindlichen Gegensätze gelöst, die sein Wesen bald hart, bald unendlich gütig erscheinen lassen. Mischen wir diese Klarheit wieder, nehmen wir der Barmherzigkeit die Voraussetzung der Scheidung, und wir haben wieder den Schafhirten, der mit der Geißel in den Tempel geht, oder den Mann des Worts von den Mühseligen und Beladenen, der später seiner eigenen Mutter sagt: "Weib, was habe ich mit dir zu schaffen." Wenn einer mühselig und beladen war, so war es sicher die Mutter, die ihren Sohn zur Richtstätte geführt sieht. Aber sie begegnet ihm auf dem Weg seiner letzten und grössten Entscheidung.

Von Christi Worten ist nicht ein einziges Mal in den Evangelien gesagt, dass sie trösteten, wohl aber, dass seine Hörer sich entsetzten. Der Beginn ist das Schwert.

Die Mischung der beiden Welten war das verhängnisvolle Wesen seiner Lehre als Kirche. Als immer wieder in Lehre und Geschichte auffindbares Sinnbild für diese Welt nannte ich die Erde, die Seele, die Mutter, und für das Reich, von dem er spricht, den Geist, die Erkenntnis, den Vater. Ich werde nun ein deutliches Bild dafür geben, wie dieses sein Reich des Vaters, der Erkenntnis, sich im Verlauf seiner Ausbreitung vermischte mit dieser Welt, mit der Erde, der Mutter. Jeder entscheidende Geistesweg ist auf seiner Kulturbahn von einer Reihe mächtiger, weissagender und rückweisender Symbole begleitet. Sehen wir nicht deutlich im wandernden Bild der Geschichte, wie genau in dem

Masse, wie sein Reich sich mit dieser Welt verbindet, genau in dem Masse wie die Kirche um weltliche Macht ringt und weltliche Macht erwirbt, das Bild der Erde, der Mutter, das Bild Marias in Tempeln und Gebeten auftaucht? Genau in dem Masse wie das Schwert der Scheidung eingetauscht ist gegen die laue und wohlthätige Mischung, gegen das Allerweltserbarmen, taucht das Bild der Erde, der Mutter im Heiligtum auf, und der Sohn wird darüber zum Kinde.

Und deutlich mit Luthers Tat der Freiheit, dass er durch die Übersetzung der Evangelien den Blick der Menschen erneut dem Vater, der Erkenntnis zuwandte, sinkt notwendig das Bild Marias, der Mutter, am Heiligtum der neuen Hoffnung, am Altar nieder. Ich spreche hier, wohlgemerkt, nur von seiner Bibelübersetzung, nicht von der lutherischen Kirche, nur von einer historischen Erscheinungsform, keinesfalls spreche ich eine Wertung der Dinge damit aus.

Es hängt alles tief zusammen für den, dessen Auge die Zusammenhänge im Gleichnis zu schauen vermag. Als die Weltmacht der Päpste am grössten war, entstanden die schönsten und innigsten Bildwerke Marias, der Mutter. Ihr Schmerz, das Mitleid für den gemordeten Sohn, die Wehmut um die trauernde Seele erfüllt die Gemüter. Die Scheidung, verlegt von Christus in unser Haupt, in unsere Brust, in unsere Bewusstheit und Forderungen, nahm die Kirche an sich als ihre Machtbefugnis, und in dem durch tausendfältige Farbenpracht verdunkelten Dom, hinter Wolken von Weihrauch versinkt die herrliche Klarheit dessen, der das Schwert gebracht hat. Mit feierlichem Gepränge und in geheiligtem Aufwand werden die Toten der Erde, der Mutter gegeben, und eine vage Hoffnung auf eine zukünftige Auferstehung tritt an die Stelle des grossen Wortes:

"Lasst die Toten ihre Toten begraben."

Bei diesem Wort Christi liegt deutlich zutage, dass es seinem einfachen Sinn nach, logisch betrachtet, einen Widersinn enthält; dass die Toten ihre Toten begraben sollen, ist undenkbar, wenn es sich hier nicht um zwei Begriffe handelt, die mit demselben Ausdruck benannt ~~sind~~ worden sind. Man könnte das Wort einfach so deuten, als hiesse es: Kümmert euch nicht um die Toten, achtet die Rechte der Lebendigen höher als die erloschenen Rechte der Verstorbenen. Aber das wäre eine bequeme und billige Deutung, wie sie das Verhängnis so vieler Christusworte geworden ist, und ganz falsch. Wenn von Toten gesprochen wird, die etwas beginnen sollen, so muss hier die Bezeichnung notwendig sinnbildlich zu verstehen sein, und es unterliegt keinem Zweifel, dass hier die geistig Toten unter den lebendigen Menschen gemeint sind, die von allem wahrhaftigen Leben im Geist und in der Liebe unberührt, die innerlich leblosen Menschen, die den Geist, den Vater, nicht in sich erlebt haben. Ihre Hoffnung weist Christus auf die Gräber, auf die leibliche Auferstehung, auf die Wandlung der Seele, auf die Wiederkehr ins Vergängliche. Die hoffen und wähnen, sie möchten einst auferstehen ohne den Geist, den Vater in sich erlebt zu haben, die geistig Toten sind es, die ihre Toten in dieser Hoffnung begraben, die sich der Erde, der Mutter, dem Wandel der Natur anvertrauen.

Sie wird sein, diese Auferstehung, jedoch nur zur Erde, der Mutter. Aber sie ist nur ein Gleichnis, denn der Wandel der Natur hat keine Kraft über seine Kreise emporzuheben, das hat nur der Geist, der Vater.

Dieses Wort Christi ist wohl hart, aber nicht lieblos; es liegt in

ihm etwas wie ein geheimnisvoller Hinweis, vielleicht auf einen in mystischer Ahnung geschauten ewigen Zusammenhang, vielleicht auf eine alte Anschauung und Lehre, die aus den Lichtwelten asiatischer Geisteskultur hinüberschimmerte.

Es gilt hier vorsichtig zu sein, un der unbestimmten Erwartung, die auch unsere Zeit wie ein fragendes Irrlicht durchwandert, mit Gerechtigkeit zu begegnen. Dieser Glaube an die Seelenwanderung, an die erneute Wiederkehr in vergänglicher Gestalt, ist nicht vorschnell zu verwerfen, und wenn seine vorgegebenen und angenommenen Erscheinungsformen auch heute oft ans Lächerliche grenzen, so liegt ihm doch ein tiefer Sinn zugrunde, der die Zusammenhänge berührt, die uns beschäftigen. Das asiatische Wesen dieser nicht allein poetischen, sondern auch religiösen Vorstellung, die die Seele, die unerlöste Gefühlswelt des Menschen angeht, ist uralte, sie wird so wahr sein wie das Gemüt des Menschen. Vielleicht ist es richtig, dass die Erde, die Mutter, die Seele wieder und immer wieder hervorbringt, in wechselnder Gestalt, aber wie kann solche Wiederkehr ein wahrhaftiger Trost, eine starke Gewissheit, eine Erlösung sein? Nehmen wir an, dass die Vollendung das Ziel sei, so ist zu fragen: Welche Vollendung? Kann es eine andere sein, als die, dass die Seele endlich von der Mutter, der Erde heimkehrt zum Ursprung, zum Vater, der Erkenntnis?

Eines ist sicher: Nach Christi Vorstellung von Leben und Tod ist diese Wiederkehr zur Erde keine Erwartung der wahrhaft im Geist lebendigen Menschen, sondern es ist die Hoffnung der geistig Toten, die auf die Gräber weist. Das bedeutet sein Wort: "Lass die Toten ihre Toten begraben."

Es mag dem einen oder andern hier Gotama Buddhas religiöse Göttergestalt in den Sinn gekommen sein, und es möchte den Anschein haben, als stellte ich sie in einen Gegensatz zur Ideenwelt Christi. Dazu soll im Augenblick nur soviel gesagt sein: Alle wahrhaft grossen Geister gleichen einander im Wesentlichen, und soweit dies Wesentliche uns beschäftigt, beschäftigt uns kein Gegensatz. Was über die Lehre Gotama Buddhas landläufig bekannt ist und angenommen wird, ist einseitig. Seine Lehre, dass Verzicht der Weg zur Vollendung sei, wird gewöhnlich so ausgelegt, als sei dieser Verzicht ein Versinken in das Nichts. Seine vermeintlichen Anhänger machen es sich leicht, wenn sie ihn zum Vater ihres ergebnislosen Meditierens machen, oder zum Rechtfertiger ihrer angeborenen geistigen Trägheit. Auf verwandtem Gebiet aber sind diese Gottbegriffe durch ihre "Versteinerung" ein wenig ins Weichliche geraten. In Wahrheit ist der letzte Sinn der Lehre Gotama Buddhas der Zustand einer hohen geistigen Zuversicht, einer Heilsgewissheit, die allein auf der Erkenntnis beruht, und darin unterscheidet er sich sowenig von Christus, wie alle wahrhaft grossen, fühlenden und erkennenden Weisen. Im Gang der Weltseele und ihrem Weg auf Gott zu bereitet Buddha Christus vor, nicht mehr. Wenn heute ein Herz lebendig ist, in Asien erneut das Heil zu suchen, so wird das letzte Ergebnis ein tieferes Verständnis für den Namen und Geist Christi sein. Nicht mehr. Es gibt keine Rückkehr.

Ich erinnere an den Ausspruch Hegels: "Erst durch den Gedanken wird die Seele zum Geist". Hegel setzt mit dieser hohen und ordnenden Einsicht eine wirkende Kraft, unter der sich der Prozess vollzieht, in dem das ungeklärte chaotische, überindividuelle Element der Seele in die Gesetzmässigkeit des Allgemein-Vernünftigen, in die

Selbstbewusstheit, in den Geist, erhoben wird. Er steht hierin durchaus im Ideenlicht von Christus, denn gleich ihm setzt Christus eine wirkende Kraft, in deren Allmacht sich jene Scheidung des Vergänglichen vom Unvergänglichen vollzieht, und diese Kraft ist nach Christi Vorstellung die Liebe. Sie ist für ihn die ausstrahlende, die scheidende, göttliche Kraft, jene Kraft, die er als gegeben setzt oder als nicht gegeben, von der er sagt, dass nur dem, der hat, gegeben wird, und dass dem, der nicht hat, auch das genommen wird, was er hat. Denn er bleibt nach seiner Erkenntnis nur Vergängliches übrig, wo Liebe nicht waltet.

Die Liebe aber ist für ihn die Kraft, die, indem sie scheidet, zum Vater, zur Erkenntnis, zur Offenbarung führt. Zur Erlösung und Auferstehung.

Über das Wesen der Liebe aber werde ich nicht sprechen. Wer sie wahrhaft kennt, gleichviel in welchem Bilde ihrer Erscheinung, der wird es nicht wünschen, und schon wenn ihr Name erklingt, wird ihn die Sorge befallen, er möchte verwundet werden. Wer sie aber nicht kennt, zu dem spräche ich über sie, als redete ich zu einem Blinden vom Glanz und den Farben des Lichts, oder zu einem Schlafenden vom Morgen. Wer im Wesen der Liebe ist, der ist nicht wie ein vom Licht Befallener, nicht wie ein Beschienener, sondern er ist ein Ausstrahlender, und kein Strahl fragt nach dem Wesen seiner Sonne, denn er ist ihr Wesen.

Es ist das Verhängnis unserer Tage, dass das Reden über Liebe kein Ende nimmt. Die richterliche Allmacht ihrer schweigsamen Hoheit ist zur Scheidemünze des täglichen Bedarfs geworden, und der Mantel der kleinlichsten Nutzbarkeit verdunkelt ihr strahlendes Kleid.

Überall in Lehre und Dichtung, in falscher lächerlicher Humanität und selbstgefälliger Herablassung treiben die jämmerlichen Propheten der Schwäche ihr Unwesen, die die Liebe - den Anderen empfehlen. Wer will es ändern. Die Mischung zeitigt ihre Saat.

So spricht man allgemein von himmlischer und irdischer Liebe. Nichts ist entstellender, die Begriffe verwirrender. Es ist Satans unerhörter Triumph, hier im Bild der Scheidung die Mischung vollkommen zu machen. Liebe bleibt immer Liebe, gleichviel ob ihr Licht in die Sinnenwelt oder in die Geisteswelt bricht. Die Geistigkeit ist ohne die Liebe so arm und leer, wie die Sinnlichkeit ohne sie leer ist. Ist aber hier oder dort Liebe, so bleibt sie in Wesen und Wirkung Liebe. Nicht die Liebe wird sinnlich, sondern die Sinnlichkeit wird verklärt.

Diese Liebeskraft nun, wie Christus sie zugleich darstellt und ausspricht, als deren Weg er sich bezeichnet, ist in ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach unzertrennlich von seinem Wort von den Berufenen und Erwählten; und nicht allein um des Zusammenhangs willen, in dem dieser Ausspruch zu meinen Gedanken steht, sondern auch um der Missverständnisse willen, denen meine Darlegungen notwendig ausgesetzt sind, will ich ein Wort über die Berufenen und Erwählten sagen. Die Glaubens- und Vorstellungswelt des kirchlichen Christentums erschwert es ungemein, das Auge gelassen und unbeeinträchtigt von dogmatischer Voreingenommenheit auf der Stirn Christi ruhen zu lassen. Es handelt sich in diesem Wort nicht um eine von ihm getroffene Auswahl, sondern um eine Erkenntnis, um eine Einsicht in die bestehende Beschaffenheit des menschlichen Wesens. Wie denn überhaupt ein grosser Teil seiner Aussprüche sehr oft als Bestimmungen oder Anweisungen gedeutet werden.

wo sie durchaus nur Feststellungen sind. Nicht Belehrung oder Befehl, sondern Weisheit. Weisheit hat keine Absicht, nur eine Folge. Die Erwählten sind in Christi Auffassung nicht eine Schar Bevorzugter, sondern es sind diejenigen, die die Liebe erwählt, um in die Welt zu scheinen, um offenbar zu werden.

Für diese Möglichkeit, wie auch für den Glauben setzt Christus eine Beschaffenheit in uns voraus und nicht eine Absicht. Die Paulinische Auffassung ist zur christlichen Lehre geworden. Es genügt nicht, das zu wissen, es kommt darauf an zu erkennen inwiefern. Mit Paulus tritt die Forderung einer willkürlich eingestellten Absichtlichkeit, einer angenommenen Überzeugung auf, und dem ist Christi unzweifelhaft deutliches Wort entgegenzuhalten: "Das Wort fasst nicht jedermann, sondern die, denen es gegeben ist." Wie notwendig muss sich mit dem Auftreten einer Absicht, eines Vorsatzes zur Liebe, zum Glauben, die Wolke von Sorge, Zweifel und Gram bilden, die den Satz von den Berufenen und Erwählten umlagert. Aus dieser Trübung stammt die Furcht, dass die nicht Erwählten die Verdammten seien und der Irrtum, dass Erwählung anzustreben sei. Dieses Wort Streben, das seinem Sinn nach zu einem Hauptwort der dogmatischen Lehre geworden ist, ist bei Christus nirgends zu finden, auch keines, das seiner Bedeutung verwandt wäre. Und hier soll nun der dritte Ausspruch seinen Lichtschein werfen, zugleich erklärend und zugleich beweisend:

"Wer meine Worte hört und glaubt nicht, den werde ich nicht richten."

Ich bin fest davon überzeugt, dass dies Christuswort aus dem Johannes-Evangelium nicht dem zehnten Teil der Menschen, die sich

Christen nennen, auch nur bekannt ist. Welch ein Erweis für die Einseitigkeit des Bildes Christi, wie es in vielen Herzen wohnt. Mit welchem Recht ist der Glanz dieser Freiheit geraubt? Wer hat die Furcht in die Liebe getragen?

Niemals sind nach Christi Erkenntnis die nicht Erwählten, die nicht zum Glauben Befähigten dasselbe wie die Verdammten. Den Nicht-Erwählten wird das Bild der Erde mütterlich erstrahlen. Wer will das Geheimnis des Kornes lösen, das in die Erde gesenkt wird, oder wer wagt es, das Gleichnis vom Sämann wie eine Drohung auszulegen? Es wäre dasselbe, als wollte man Christi Mutter verdammen, weil der Erwählte sie mit harten Worten aus seinem Wege der Entscheidung weist. Das Wesen des Göttlichen bleibt diese Scheidung, diese Entscheidung, aber ihr heiliger Sinn ist der, dass das Reich erstrahlen möchte, nicht dass die Erde verdunkelt werde.

Der Begriff der Auferstehung kann uns nicht als Gleichnis, nicht als Symbol, nicht als eine himmlische oder gar physische Tatsache beschäftigen, sondern nur als eine geistige. Die grossen Wahrzeichen der Historie, der Legende oder der Mythe, sollte man niemals auf ihre Richtigkeit hin prüfen. Es ist ganz gleichgültig ob sie richtig sind, es kommt nur darauf an, ob sie wahr sind, das heisst, ob sie Beziehung zur Wahrheit haben, ob sie aus der Wahrheit sind. Auf Wahrscheinlichkeit kommt es nicht an, auch nicht auf Richtigkeit, sondern auf die tiefere Bedeutung, die aus dem Gleichnis aufleuchtet, auf die Beziehung zum Lebendigen, die wie ein Sinnbild darin offenbar wird. In diesem Verstand ist Christus wahrhaftig auferstanden, aber zu finden ist er allein dort, wo er selbst gesagt hat, dass sein Platz sein würde: Zur Rechten des Vaters, der Erkenntnis, des Geistes.

Welcher Mensch vermeinte noch, Gott sei ein altväterisches Wesen, das an irgendeinem Himmelsort, in einer gedachten Unendlichkeit, thront? Gott ist Geist, das sage nicht ich, das sagt Christus; Gott ist Geist, und die ihn anbeten, können ihn nur im Geist und in der Wahrheit anbeten. Und wenn ich nun für Gott-Vater Geist setze, darf ich es, oder darf ich es nicht?

Es ist nach der ungeistigen Art, in der die religiöse Erziehung unserer Zeit zu denken und zu fragen gewohnt ist, sehr wohl möglich, dass ein guter Teil derer, die mir in meinen Betrachtungen bis hierher gefolgt sind, die Frage stellt: Ist denn meine Erkenntnis die Vorbedingung zu meiner Erlösung und Auferstehung? Die Frage ist falsch. Nicht die Erkenntnis ist die Vorbedingung zur Erlösung und Auferstehung, sondern die Liebeskraft ist die Vorbedingung zur rechten Erkenntnis. Die Erkenntnis aber, die durch die Liebe kommt, ist schon im Wesen Gottes. Der Liebe kein Hindernis zu bereiten, das ist der Weg, der zur Vollendung führt. Vollendung aber ist Auferstehung.

D a s R e i c h

Es liegt mir nichts so fern, als mich etwa im reformatorischen Sinn mit den Dogmen unserer oder irgendeiner Kirche zu befassen, ich möchte keinerlei Religionsgemeinschaft gründen und schicke mich nicht an, diese oder jene Konfession zu bekämpfen. Die Religionen als Konfessionen sind mir in den Zusammenhängen, die mich beschäftigen, gleichgültig, es handelt sich für mich ganz allein und nur um das Wesen des Menschen. Es liegt mir nicht daran, irgendeine bestimmte Anschauung oder irgendein bestimmtes Bekenntnis festzulegen oder heiligzusprechen, sondern es kommt mir ganz allein darauf an, die Gefühlskraft des Menschen, das menschliche Gemüt zu begreifen. Was als Wert der menschlichen Gefühlskraft heute besteht und immer bestanden hat, beschäftigt mich, jener gleiche Wert, jene mystische Allmacht, auf deren Urgrund alle Religionen der Welt beruhen.

Und wo^x der auf Wahrheit beruhende Hang zu begreifen vorherrscht, gesellt sich ihm niemals die Absicht zu bessern; sie mag sich ihm als eine Folge verbinden, als eine Absicht verbindet sie sich ihm nicht.

Ich könnte nun meine Gedanken ebensogut an einer anderen Gestalt der Menschheitsgeschichte dartun, an Buddha, Laotse oder Sokrates, es gehörte vielleicht weniger Mut dazu, und es lägen vielleicht ungetrübtere Voraussetzungen vor. Aber warum sollte ich es nicht an der Idee und der Persönlichkeit dessen tun, dessen Einwirkung wir unsere Geisteskultur verdanken.

Mir ist daran gelegen das Wesen jenes Reiches zu begreifen, das kommen soll, und was dieses Reich bedeutet, von dem Christus spricht. Ich kann nur Gedankenrichtungen geben, wie Wegweiser und werde sie in

das Licht dreier grosser Worte Christi stellen und wieder werden es Aussprüche sein, deren Sinn misskannt und verkleinert ist, oder deren Wortlaut im Hintergrunde oder verborgen geblieben ist, als wäre er falsch oder gefährlich. Das erste dieser Worte lautet:

"Wehe euch Schriftgelehrten, ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen."

Und das zweite:

"Wer mir nahe ist, der ist dem Feuer nahe, wer sich von mir entfernt, entfernt sich vom Reich."

Und das dritte:

"Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Der Formulierung nach ist das erste Wort Christi, das er den Schriftgelehrten sagt: "Ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen", eines der mildereren, denn er ergeht sich häufig in weit härteren Worten der Ablehnung den Priestern gegenüber; aber dem Inhalt nach ist dies Wort das härteste, das vernichtendste. Es bedeutet nichts anderes als: Ihr habt den Zugang zum Licht versperrt.

Christus sah in der religiösen Welt, die ihn umgab, eine unüberbrückbare Kluft zwischen der Sittenlehre, der Kirche, dem Ethos einerseits, und dem natürlich und echten Gefühl eines unverfälschten Menschenherzens andererseits. Er erkannte, dass die Gesetze und Maximen dieser Lehre heuchlerisch gehandhabt wurden, dass sie leer, entstellt und entseelt waren. Sie ruhten auf dem morschen Bau einer in Äusserlichkeit und Vergänglichkeit begründeten Herrschgier und Selbstsucht, auf gewinnsüchtigem Machtverlangen und entstellter Geistigkeit, die bestenfalls in schwächliche und ärmliche Gefühls-

seligkeit herabgesunken war. Also um es kurz und in einem Satz zu sagen: Er fand Verhältnisse vor, die eine überraschende Ähnlichkeit mit denen hatten, unter welchen heute die ethischen Grundprinzipien der Kirchenlehre zu der Gefühlskraft aller echten, wahrhaftigen und aufrichtigen Menschen stehen.

Wer die Haltung aller heute geistig lebendigen Menschen der Kirche gegenüber mit befähigten Augen, unpersönlich eingestellt, gerecht und nicht einseitig prüft, erkennt rasch, dass das theologisch-ethische Lehrgebäude keine allgemein lebendige Kraft der Überzeugung mehr hat, dass der Strom der geistigen Fortentwicklung darüber hinweggegangen ist. Vielleicht ist dies ein natürlicher Entwicklungsgang der Auswirkung, den wir in zurückliegenden Zeiten, in anderen Kulturepochen am verwandten Erscheinungsgebilde mit der Gelassenheit des Historikers festzustellen vermöchten.

Aber die Gelassenheit des Historikers hilft uns nicht über die Not der Stunde fort, denn wir stehen nicht jenseits dieser Entwicklung, sondern mitten darin. Der innere Zustand unseres sittlichen Wollens und die christlich-kirchliche Ethik sind für alle Aufrichtigen und Einsichtigen unüberbrückbare Gegensätze geworden. Hierauf kommt es an. Wir haben keine allgemein gültige ethische Weltordnung, und auf die grosse, ewige Frage der Menschen: Was sollen wir tun? gibt es keine eindeutige Antwort, die sich mit Recht auf eine konsequent aufgefasste christliche Religion und Lehre berufen könnte. Wenn man, nur als ein Beispiel, etwa eine der Antworten Christi auf diese Frage nähme, vielleicht sein Gebot: Verkaufe alles was du hast und gib es den Armen, so wird nicht einmal mehr die Möglichkeit einer solchen Tat ernstlich diskutiert, geschweige denn ihre Ausführung.

Ich führe hierüber nicht etwa Klage, ich stelle es nur fest um darzutun, dass die Grundlagen dieses Geistgebietes misskannt sein müssen, dass uns der Schlüssel zu ihnen fehlt, oder, um mit Christus zu reden, dass dieser Schlüssel weggenommen worden ist. Denn es gibt solchen Gegensätzen gegenüber doch wohl nur zwei Möglichkeiten: Entweder verwirft man Christus als einen Phantasten undurchführbarer Forderungen, oder man verwirft diejenigen, die solche Forderungen als seine Stellvertreter erheben, ohne die Kraft zu haben, oder ~~an~~ die Kraft zu glauben, sie auch durchzuführen.

So mussten auf natürlichem Wege in jedem echten Gemüt Konflikte entstehen, deren individuelle Vielgestalt ich in ihren Möglichkeiten nicht zu schildern brauche. Natürlich gibt es viele, von denen dieser Konflikt längst, ohne durchkämpft zu sein, beiseite geworfen ist. Die Besten unserer Zeit sind es nicht. In dem wahrhaft im geistigen, nicht kirchlich verstandenen Sinn religiösen Menschen unserer Zeit lebt dieser Konflikt fort, und ich glaube, der Unbestand, die Unruhe, der Unfrieden, die Zerrissenheit, das ganze innere Leid unserer Zeit hat in diesem Konflikt seinen Ursprung, ganz allein nur in diesem Konflikt zwischen der natürlichen Echtheit eines recht fühlenden Herzens und den übernommenen ethischen Forderungen. Es ist der Konflikt zwischen Moral und Vernunft, der ungelöst und verworfen alle Charaktere und jede menschliche Gemeinschaft mehr und mehr nach aussen führt, zur Oberflächlichkeit, zur Veräusserlichung. Und solche Veräusserlichung ist es, die zum Niedergang führt, zur Auflösung.

Wenn ich von religiösen Menschen gesprochen habe, so meine ich damit nicht die Anhänger einer bestimmten Konfession, sondern ich verstehe darunter eine festliegende Grundbeschaffenheit besonderer Menschen, die

die zunächst mit irgendeinem kirchlichen Bekenntnis nichts zu tun hat. Verglichen mit dem Wesen echter Religiosität ist Religion gleichgültig, jedenfalls in den Augen Christi. Soweit wir die Geschichte der Menschheit zu überschauen vermögen, haben die Religionen wieder und wieder gewechselt, niemals aner jene Beschaffenheit des Menschen, die zur Religion hinführt, die zum Wesen des Göttlichen drängt, zum Geist, zum Unvergänglichen. Und von dieser Beschaffenheit rede ich, und sie stelle ich in Gegensatz zu den sittlichen und moralischen Prinzipien unserer Zeit. So verstehe ich unter Religiosität nicht die Anhängerschaft oder das Zugehörigkeitsbewusstsein zur jeweiligen Landeskirche, obgleich natürlich solche Angehörigkeit ihren Ursprung in echter Religiosität haben kann, sondern unter Religiosität verstehe ich die Liebe und Andacht eines echten Menschengemüts vor allen Erhabenen, Grossen und Wahren. Unter Religiosität verstehe ich die Kraft des menschlichen Herzens zur Hingabe an das Erhabene, Grosse und Wahre und die Lauterkeit der Gesinnung im Lichte des Geistes.

Die Möglichkeit hierzu ist für einen Menschen nicht durch Streben erreichbar, nicht durch Absichtlichkeit zu erlangen, nicht durch angewandte Tugend herbeiführbar, sondern sie muss gegeben sein. Sie muss ein Bestand seiner ursprünglichen Beschaffenheit sein, von Beginn gegeben. Das ist es, was Christus meint, wenn er sagt: "Wer hat, dem wird gegeben." Auf diese Beschaffenheit des Menschen, die gegeben sein muss, beziehen sich ebenso die scheinbar so grausamen, viel misskannten Worte Christi von den Berufenen und Erwählten; immer wieder taucht diese wichtigste Voraussetzung seiner Anschauung vom Reich auf, wie deutlich auch in seinem Ausspruch: "Das Wort fasst nicht

jedermann, sondern die, denen es gegeben ist. Oder: "Niemand kann zu mir kommen, es sei ihm denn von meinem Vater gegeben."

Wer nun im Anschauungskreis des theologisch-ethischen Lehrgebäudes steht und von der Einstellung ausgeht, dass dem, der nicht hat, gegeben werden soll, der steht auch schon mitten im Konflikt, der unsere Zeit entstellt und zerstreut, denn er ist genötigt dort eine Absicht einzuschalten, wo nur eine absichtslose Auswirkung der Beschaffenheit zur inneren Harmonie zu führen vermag.

Gehen wir von der Voraussetzung aus, dass die Absicht zur Befolgung der sittlichen Vorschriften Christi oder seiner Verkünder jeden Menschen auch in die Lichtströme seiner Heilsgewissheit führt, so überbrücken nur noch Blindheit, Dummheit oder Heuchelei das Chaos von Widersprüchen, die sich zeigen. Und zwar nicht nur zwischen den Forderungen und dem Verhalten der Menschen, sondern auch zwischen Christi Forderung und Christi Verhalten; denn die tatsächlich vorhandenen sittlichen oder moralischen Vorschriften die Christus gibt, sind durchaus nicht der wesentliche Teil seiner Geistigkeit. Die Kluft zwischen der Geistesgestalt Christi und seinen machtvollsten Erkenntnissen und der Kirchenlehre von der Erlösung des Menschen erstreckt sich wie ein Abgrund mitten in der Welt unseres sittlichen Wollens. Der Begriff des Opfers ist entstellt und erstarrt. Es ist ein Gott entstanden, der die Häuser schirmt und den Geist tötet.

Als ob Christus auf die alte Frage: "Was sollen wir tun?" jemals eindeutig so antwortete, dass seine Antwort unter den Kategorien von Gut und Böse einheitlich einreihbar wäre. Hier steht: "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", und dort: "Wer zu mir kommt und nicht hasst seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwester, der kann nicht

mein Jünger sein."

Hier steht: "Wer seinem Bruder sagt 'Du Narr', der ist des höllischen Feuers schuldig", und dem gegenüber steht eine Stufenleiter von Scheltworten gegen die Pharisäer, gegen die das Prädikat Narr eine milde Bezeichnung ist. Seinen Jünger Judas nennt er einen Teufel.

"Es ist nicht gut, dass man den Kindern das Brot nehme und werfe es vor die Hunde" - dies Wort, gesprochen als sich ihm ein hilfesuchender, kranker Mensch nähert, sollen wir in ein ethisches Lehrgebäude einreihen oder auch nur begreifen, wenn tags darauf der römische Hauptmann, ein Landesfremder, dessen Knecht gesund wird, nicht nur Erhörung findet, sondern den Landsleuten sogar überstellt wird: "Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Oder nehmen wir das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Wie wollen die Ethiker dies Wort im Sinne ihrer Sittenlehre verteidigen, dies Wort, das allen den gleichen Lohn verheisst, auch denen, die in letzter Stunde gekommen sind? Wo ist die Lehre vom Lohn der Leistung? Wo ist der Vorteil derer, die den ganzen Tag gearbeitet haben?

Das ist keine Sittenlehre, das ist Feststellung, Einsicht, Weisheit, das ist die Erkenntnis der Gesetze, unter denen das menschliche Herz schlägt, das heisst unter denen das wahrhaftige Leben im Geist sich vollzieht. Es ist Kraft, Güte und Liebe in ihrer vollkommensten Unabhängigkeit von Tugend oder Untugend, unabhängig von jedem Wunsch, durch Verhaltensmassregeln zu bessern. Der Samariterin am Brunnen, deren Leben nach fünf Männern und einem sechsten, mit dem sie ohne Ehe lebt, nicht eben einwandfrei erscheint, sagt Christus, ohne auch nur mit einem Wort auf den Umstand einzugehen, den er weiss, seine schönsten und liebevollsten Worte eines überschwänglich gütigen Sinns,

der nichts als darbieten möchte, was unvergänglich ist.

Ich könnte solche Gegensätze ohne Zahl aneinanderreihen und brauchte kein Wort, keinen Sinn auch nur anders oder tiefer zu deuten, als er einfach buchstäblich genommen überliefert ist. Ich will keinen alten Ruhm verdunkeln, keinen zurückgelegten Weg der Entwicklung schmälern, soll aber der heilige Geist-Pokal erglänzen, wie er meinen Augen rein und hell erscheint, so muss ich den Staub von seinem Gold tilgen, und kein Wort ~~xxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxx~~ wäre mir zu hart. Die Gemüter, denen solche Tat frevlerisch vorkommt mögen sich mit dem Wort Christi beruhigen: "Wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird vergeben, wer aber etwas redet wider den Geist, dem wird nicht vergeben." Ich rede nicht wider den Geist, nicht wider den Geistsinn dessen, was dieser Mann gesagt hat und was er gewesen ist, sondern ich rede wider das, was diesen Geist entstellt und entwürdigt.

Was diejenigen von ihm glauben und aus ihm gemacht haben, die sich heute in den Niederungen pietistischer Einstellung seine Jünger nennen, ist er jedenfalls nicht gewesen. Das heisst den Schlüssel der Erkenntnis wegnehmen, wenn man den hohen Inhalt einer unvergänglichen übersinnlichen Einheit, wie sein Wesen sie darstellt, an der Erscheinungswelt des täglichen praktischen Daseins zu erweisen sucht oder erprobt. Das heisst den Schlüssel der Erkenntnis wegnehmen, wenn man die Lichtallmacht dieser strahlenden Intensität des Lebendigen im Geist jedem Beliebigen als ein erreichbares Gut hinstellt, mit dessen Hilfe er die Armseligkeit seines ungeistigen Daseins ein wenig mit Himmels Hoffnung garnieren möge. Aus solcher Auffassung und Entstellung des Geistes entstehen die Jammergestalten der borniertesten Einfalt, die sich in einer Anmassung sondergleichen und im erbärmlichen Beha-

gen einer vermeintlichen Auserwähltheit seine Jünger nennen. Sie sind nichts als lächerlich, ein Hohn auf Gott, den Geist, und die betrogenen Opfer eines schmählich misskannten und missbrauchten Worts. Es ist der verfluchte Ungeist, der mit dem lieben Herrn Jesus auf Du und Du steht, der seine Worte und sein Wesen wie eine bessere Hausapotheke für Seelenleiden mit sich durch den Alltag trägt, und alle seine vergänglichen Bedürfnisse und Begierden im Gebet mit ihm bespricht. Von den Geschäftssorgen bis zu den kleinsten Leibesnöten wird aller Schutz des Daseins mit dem Heiland abgehandelt. Und solche Gotteslästerung beruft sich auf das grosse Wort: "Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun." In seinem Namen? - In seinem Namen, das heisst im Namen des höchsten geistigen Anspruchs der denkbar ist, im Namen des Lichts und unvergänglicher Güter. Glaubt man, in seinem Namen liesse sich eine Welt angenehmer einrichten, von der er sagt: "Mein Reich ist nicht von dieser Welt"?

Mir liegt daran, die Dämmerung dieses Niedergangs auf die Ursachen solchen Verfalls hin zu durchforschen. Von der Einsicht in die Ursachen aus bricht neues Licht in die Zukunft. Diese Ursache sehe ich in zwei entscheidenden Hauptfaktoren: Einmal darin, dass wir, auch ausserkirchlich, zu Pathetikern eines Ethos geworden sind, das die natürliche Klarheit, Güte und Reinheit eines fühlenden Menschenherzens vernichtet. Oder, um es mit anderen Worten zu sagen: Die Folge der Liebe ist zu ihrer Absicht, zu ihrem Zweck entwürdigt. Nicht mehr die Liebe in ihrer Kraft und Urtümlichkeit ist Voraussetzung zu aller Tugend, sondern die äusserliche Befolgung von starren Gesetzen ist zur Voraussetzung der Liebe und ihrer Segnungen gemacht.

Und zum andern sehe ich die Ursache des Verfalls und Niedergangs

der lebendigen Einwirkung unserer Religion darin, dass der Begriff des Opfers in der Lauterkeit seines Wesens entstellt und entseelt worden ist. Und über diesen Begriff des Opfers in seinem Verhältnis zum Wesen echter Liebe möchte ich einige Worte sagen, um erneut zu zeigen, dass wahrlich der Schlüssel der Erkenntnis fortgenommen ist.

Es ist notwendig, dies zu zeigen, aber es wäre wenig, zeigte sich nur dies. Auf der Idee Christi beruhen die Fundamente unserer ganzen Geisteskultur, diese Idee zugleich mit der Kirche zu verwerfen, heißt unbarmherzig Entwurzelung, Auflösung. Die Zusammenhänge dieser Idee mit unserer Geisteskultur dagegen neu zu finden, heisst Einigung und Freiheit zu suchen. Es heisst in Vergangenheit und Gegenwart zu forschen, um den Weg in die Zukunft zu finden.

Der Geistsinn des Opfers ist in der allgemeinen Auffassung gegen einen praktischen äusserlichen, oberflächlichen Sinn vertauscht worden, der mit Sentimentalität, schwächlicher Gütherzigkeit und verkappter Selbstsucht verkuppelt ist.

Es gibt in Wahrheit kein Opfer, es sei denn im Geist der Liebe. Wird ein wahrhaft liebendes Herz Schuld, Last und Sühne auf sich nehmen, oder sie auf andere abwälzen? Ich brauche niemandem darauf zu antworten, der in seinem Leben auch nur einen Schimmer von Liebe empfunden hat. Wer von einem Opfer spricht als von einer besonderen Leistung, die er auf sich genommen hat, der weiss nicht, was ein Opfer ist, oder er versteht darunter eine Tat für andere, von der er niemals mit Sicherheit wird sagen können, wieweit nicht seine Selbstsucht oder Eitelkeit dabei auf seine Rechnung gekommen sind. Diese Vermischung von praktischer Leistung und moralischem Selbstlob, dies sogenannte Opfer erzeugt die Horde von Enttäuschten, die vom Undank

der Mitwelt reden. Als ob nicht gerade in dem, was solche Menschen Undank nennen, die Gesetzmässigkeit des Weltwesens ihnen in einem klaren Spiegel, geschliffen von Gerechtigkeit, offenbar machte, was solche Opfer wert sind. Nicht die Welt ist undankbar, sondern unsere Opfer sind armselig.

Nein, die hohe ~~innere~~ Geistbegriff des Opfers, wie er mit der Idee Christi in das Bewusstsein des Menschen eingezogen ist, ist nicht zu trennen von jener Liebeskraft, die selbstverständlich und ohne auch nur die Ahnung oder Absicht einer löblichen Tat die Schuld, die Last, die Sühne auf sich nimmt. Nur ihrem Wesen gehorsam, keinem Gesetz von Sitte oder Moral, keiner Absicht, nur ihrem Wesen. Ich möchte fast sagen: auf dass Freiheit entstehe. Setzen wir für innere Freiheit das Wort Erlösung und es wird klar erscheinen, inwiefern Christi Opfer Erlösung bedeutet. Ihm! Allein ihm! Hier gilt sein Wort: "Ein Beispiel habe ich gegeben."

Christus spricht niemals davon, dass er ein Opfer gebracht habe oder dass er selbst ein Opfer sei. Niemals. Es wäre geradezu der Erweis seiner Unechtheit, wenn er es täte. Das vielgenannte Wort: "Siehe, dies ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt", das zu einem Hauptpfeiler kirchlicher Betrachtungsart gemacht worden ist, stammt von Johannes dem Täufer. Der Liebende empfindet seine Haltung nicht als Opfer, sondern als den einfachen Menschenschritt in das Land der Freiheit, ins Reich. Oder, um es deutlich mit anderen Worten zu sagen: Opfer kann man nur Gott bringen, nicht den Menschen.

Christus ist nicht ein Gott, der für die Menschen geopfert worden ist, sondern er ist ein Mensch, der sich ganz Gott, dem Geist

zum Opfer brachte. Wenn mit dieser Vorstellung eine Ahnung wach wird, welches inneres Reich sich erschliesst, wenn ein Mensch sich ohne Rückhalt und in heiliger Ausschliesslichkeit dem Geist ergibt, im Feuerstrom einer unbeugsamen Liebe zu Gott dem Geist, dann mag dem ahnenden Gemüt ein fernes Bild dessen erstehen, wo das Reich wirkt und was es bedeutet.

"Wer mir nah ist, der ist dem Feuer nah, und wer sich von mir entfernt, entfernt sich vom Reich." Diese Worte Christi, die ausserkanonisch überliefert sind, entstammen zweifellos weit zuverlässiger seinem Munde als manches Wort, das die Evangelien verzeichnen. Aber auch wenn ein anderer Name unter diesem Ausspruch stünde, würde ich ihn gewählt haben, denn seine Wahrheit ist gross und allgemein und bezieht sich wie kaum eine andere auf das Lichtwesen geistigen Guts und Lebens überhaupt. Trifft nicht zu, dass Christus dieses Wort gesagt hat, so trifft dies Wort auf alles zu, was er gesagt hat und kennzeichnet ihn in machtvoller Deutlichkeit. Es deckt sich mit den dargetanen Erfahrungen derer, die ihn gesehen und gehört haben, und die einen Hauch seiner Macht gespürt haben, indem sie sich entsetzten über ihn, wie die Evangelien berichten. Es deckt sich mit dem Mann, der mit der Geissel in den Tempel geht und der sagt, dass er nicht Frieden, sondern das Schwert bringe. Jenes Schwert der Scheidung vom Vergänglichen und Unvergänglichen. Darüber wird an dieser Stelle gesprochen. Es ist kein Feuer gemeint, das die Wohnstuben vergänglichen irdischen Wohlstandes erwärmt, kein Feuer, das sich im Alltag der Lauheit nützlich verwenden lässt, kein Feuer, das Kirche und Staat verschmilzt oder Wohlstand und Frömmigkeit, sondern ein Feuer, das vertilgt und verzehrt, was nicht

im Geist, im Licht besteht, genau so wie das Schwert seiner Forderung diese Welt vom Reich trennt.

Vor allem aber ist dies Bild des Feuers eine wunderbare Zusammenfassung seiner Wirkung, die Unnahbarkeit, Wärme, Licht und den Tod des Vergänglichen, wie auch die Offenbarung der Klarheit um der Erkenntnis willen zusammenfasst. Das Dämonisch-Elementare seiner unerhörten Lebensintensität wird in diesem grossen Bild deutlich, und wer es fasst und begreift, dem wird jählings die einzige Stellung klar, die es ihm, wie dem Feuer gegenüber gibt, die Offenheit der Seele gegen Wärme und Licht, deren Einwirkung nicht erklärt zu werden braucht dem der sie spürt. Der Umfang der Lebensfülle, die diesen Geist mächtig macht, ist zu gross, als dass unsere Vernunft sie durch Summierung der Einzelheiten erfassen könnte, die innere Einigkeit und Einheit dieses Lichtorganismus ist nur in ihrer Gesamtausstrahlung das Licht über der Welt. Will man Einzelheiten der Worte oder des Verhaltens Christi gesondert auf einem Niveau, das allen begreiflich und zugänglich ist, als eine Sittenlehre systematisieren und zum Wohl oder zur Besserung der Menschen auf Verhaltensmassregeln der Masse herabwürdigen, so wird notwendig immer wieder ein Bild entstehen das dem gleicht, von welchem wir uns in unserer Zeit abwendeten. Denn ich wende mich ab von dem Bild, das uns von Christus gegeben wird, nicht aber von der Gestalt Christi. Ich glaube, dass eine Zeit, die sich von der Kirche und ihren Satzungen löst, sehr wohl auf dem Weg des Fortschritts und der Entwicklung sein kann; ich glaube aber, dass eine Zeit und Menschheit, die sich von der Persönlichkeit Christi abwendet, schal, leer, armselig und auf dem Wege des inneren Verfalls ist.

Sein Wesensbild ähnelt dem Wesensbild der Liebe. Genau in dem Masse, wie das Wesen Christi verkannt und entstellt worden ist, ist auch das Wesen der Liebe verkannt und entstellt worden. Wie seine Weisheit mit Zwecken und Absichten verwoben worden ist, so ist auch die Liebe unter Zwecke und Absichten gestellt worden. Das Reich ist auf seinen Bestand in dieser Welt zugeschnitten worden, was Wunder, dass sein verzerrtes Wesen kein Herz mehr zu wahrhaftiger innerer Freiheit zu führen vermag.

"Wer mir nah ist, der ist dem Feuer nah". Als handelte es sich darum, Gott den Geist, das Ewig-Lebendige innerlich zuerst zu schauen in einer gegebenen Gemeinschaft mit diesem Geist-Lebendigen. Und wie ein Stern, dessen Glanz in die Nacht niederbricht, strahlt Christi Wort über dem Chaos der religiösen Weltzweifel, über dem planlosen und entgötterten Suchen auch unserer Zeit: "Die reinen Herzens sind, werden Gott schauen." Hier nun freilich kommt es zuerst und allein darauf an, was ein reines Herz bedeutet. Stellen wir dieses Wort in die Schattengründe von Tugendlehre und sittlichem Verhalten, ordnen wir es einer beschränkten Auffassung von äußerlicher Sauberkeit und gesellschaftlicher Sündlosigkeit unter, so erlischt sein Schein und es gerät in die weichlichen und abstoßenden Strudel lehrhafter Voreingenommenheit von sittlichem Wert. Ein reines Herz ist ein in seiner ursprünglichen Gefühlskraft unverfälschtes Gemüt, ein Gemüt, das die Lauterkeit des Geistes in ungetrübter Inbrunst, frei von aller Absichtlichkeit und frei von allem Hochmut der Tugend aufzunehmen und zu empfangen fähig ist. Darum ist den Kindern das Reich verheissen, nur deshalb, weil ihr Gemüt jene Reinheit der Empfängnis noch besitzt. Wer fasst denn noch dieses

Wort Christi, wie es gemeint ist? Es ist oft, als wagte man seine Schönheit und Hoheit nicht mehr zu sehen vor lauter Tugendsorge und Sündenangst. Aber wie gebraucht auch eine Zeit wie die unsere dieses Wort? Die Entstellung ist ungeheuer. Als wäre eine Forderung damit verbunden: Seid reinen Herzens, damit ihr Gott schaut. Nein, es heisst, die reinen Herzens sind, die werden Gott anschauen. Dies Wort ist, wie alle Seligpreisungen der Bergpredigt keine Verhaltensmassregel, sondern eine erhaben-absolute Feststellung. Ist es denn wirklich nicht mehr zu fassen, dass man etwas Schönes, Wahres, Grosses und Erhabenes sieht, einfach sieht, und das Herz erhebt sich daran und stärkt sich in solcher Gewissheit seiner einfachen Zugehörigkeit? Ist kein Wort Christi mehr von der Tendenz zu befreien, dass er ändern oder bessern möchte, ändern und bessern, wie wir uns nicht ändern und wie wir nicht gut zu sein vermögen, wenn wir es nicht sind von Beschaffenheit.

Was ist diesem Wort rein alles an entstellender Auffassung angehängt! Was nennen die Menschen rein unter solcher Auffassung. Es ist auf alles bezogen, auf Ehre, auf Sitte, auf Charakterfestigkeit, auf Tugend und auf alle Verhaltensmassregeln, die im gesellschaftlichen Leben den Vorteil garantieren, nur nicht auf das Einzige, worauf es sich bezieht, auf das menschliche Wesen in seiner ursprünglichen Unverfälschtheit. Am schlimmsten aber ist die Beziehung dieses Wortes auf das Sexuelle. Mit seinem Missbrauch wird oft eine ganze Jugend unter den Fluch des Unreinen gestellt und so von Grund aus verdorben, dass keine Auferstehung zu natürlicher und argloser Einstellung mehr möglich ist, dass für ein Leben lang jede Vorstellung auf diesem Gebiet mit dem Fluch von Laster und Niedrigkeit verbunden bleibt

und mit schlechtem Gewissen. So spricht man gedankenlos von einem reinen Mädchen und versteht darunter die äusserliche körperliche Unberührtheit und merkt nicht, dass bei solcher Auffassung jede Mutter schmutzig ist. Und wenn es schon so im Äusserlichen ist, wieviel mehr ist das Wort im Geistigen entstellt.

Christi Vorstellung von dem, was ein reines unverfälschtes Menschenherz ist, ist völlig unabhängig von diesen Massstäben begrenzter sittlicher Vorschriften und ihrer Erfüllung. Sie mögen mit dem Wohlergehen im vergänglichen Dasein mancherlei zu tun haben, mit der inneren Freiheit haben sie nichts zu tun. Nicht das Geringste. Ob es sich um Zöllner und Sünder, um Strassendirnen oder Verbrecher handelt, ist Christus unwichtig, wenn ein Widerschein dieser Empfangniskraft, dieser unverfälschten Fähigkeit der Gottschau ihm entgegenleuchtet, und sei es aus einem Unmass der Sünde hervor. Das ist nicht einseitig, nicht übertrieben, nicht ein einzelner Fall, den ich zum Typus erhebe, sondern es ist immer das Gleiche. Was heisst denn das, dass der grössten Sünderin Vergebung, das heisst Freiheit ihrer Seele zugesprochen wird. weil Liebe, wahrhaftige Liebeskraft aus ihrem Wesen hervorbricht? Ist denn der Satz: "Die Huren und Zöllner werden eher in das Reich kommen als ihr", nur tendenziöse Erfindung von mir? Wer wagt es, dies Wort anders auszulegen, als einen deutlichen Hinweis darauf, dass weit wesentlichere Elemente unserer Beschaffenheit uns Erlösung gewähren, als Sündlosigkeit? Freilich muss noch etwas hinzukommen, das ausser solchen Schwächen und Lastern vorhanden ist. Was ist denn das, was hinzukommen muss? Ich will es an einem andern Beispiel zu erweisen suchen:

Als der Wahrhaftige auf seiner Richtstätte, die ihm die Priester

errichtet haben, stirbt, wendet sich ihm nach der Überlieferung ein Verbrecher zu, der mit ihm hingerichtet wird. Er sieht mit wachsendem Erstaunen das Verhalten dieses verhöhnten Königs, dieses Straßenpredigers und Volksauführers und bricht endlich, unbelehrt und ohne irgend eine andere Kenntnis von ihm zu haben als alle diejenigen, welche ihn verdammen, in den Ruf aus: "Du bist wahrlich Gottes Sohn gewesen."

Und Christus wendet sich ihm zu und schliesst ihn ein in jene Gemeinschaft, die er das Reich nennt. - Wo ist hier die Summe von Tugend und Leistung, die Vorbedingung sein müsste, wo die ethische Grundlage für solches Recht, wo auch nur ein Schatten von Verdienst oder jener Reinheit, wie die Welt von rein spricht? Nirgends. Aber er schaut das Licht von der Stirn dieser Leidensgestalt, sein Verhalten, jenes ewig unfassbare Geisteslicht des Erhabenen und Guten sinkt in sein Herz und dieses Herz hat die Kraft diesen Glanz aufzunehmen, als Licht zu schauen. Ihm wird so unmittelbar die Gemeinschaft jenes Reichs zugesprochen, als wäre alles erfüllt, und ich glaube, dass hier die heilige Freiheit jener Gottschau vorliegt, die Christus einem reinen Herzen zuspricht. Das ist es, was hinzukommen muss. Ist es aber da, so zeitigt es seine Folgen von selbst. Wer das Licht zu sehen vermag, der liebt es mehr als die Finsternis, und wer es nicht sieht, dem vermag keine Kraft im Himmel und auf der Erde es zu geben. Oder: Nur dem, der hat, wird gegeben.

Es ist der heutigen Vorstellungswelt sehr schwer fassbar, welche ungeheure Umwälzung in den religiösen Anschauungen der damaligen Zeit, sei es nun römischer, griechischer oder jüdischer Kultur gewesen, ein Wort hervorrufen musste, das die unerhörte Behauptung

aufstellte, die Vorbedingung um Gott zu schauen, sei nichts als ein unverfälschtes, reines Herz. Wir verstehen den Hass der Priester. So unmittelbar sollte das heiligste Licht der Welt, die Gottheit, die Gewissheit innerer Freiheit Wahrheit werden?

Und doch ist es so, Gott, die Liebe in ihrem höchsten Geistsinn - kommt immer selbst. Die Vorbedingung ist ein echtes, in seiner Gefühlskraft unverfälschtes Herz. Es gibt keine andere Zuflucht. Alles geht von solcher Kraft aus was die Armut, die Leere und Trostlosigkeit der Zeit und der Welt ertragen lehrt. Wer schon einmal wahrhaft und aus tiefster Finsternis des Leids und der Verwirrung nach Trost und Ruhe gesucht hat, der weiss es. Und wer ein solches Herz kennt und ihm vertraut, der ist reich. Und in solchem Gemeinschaftsbewusstsein weht ein Hauch dessen, was Christus unter dem Heiligen Geist versteht.

Und geht über solcher Vorstellung nicht eine Ahnung in unseren Herzen auf von welcher ungeheurer, allgemeiner Menschheitsbedeutung die innere Gottschau Christi gewesen sein kann, und in welcher armselige Engheit des Gemüts und Geistes wir sie auf lächerliche Vorbedingungen beschränken? Ist es denn angesichts dieser Welt die wir bewohnen, dieses Sterns, überhaupt möglich, im Namen der Liebe ihr Lichtwesen auf irgendwelche Konfessions-Distrikte, auf Völker oder auf Rassen zu beschränken, ohne die Armseligkeit und Lächerlichkeit solcher Vorstellung zu empfinden? Im kleinen Europa sollte ein Land, ein Volk, eine Kirche, eine Sekte ihr Wesen allein richtig erkennen und zur Anwendung gepachtet haben durch Belehrung. Gibt es einen grösseren Hohn auf Gott den Geist und auf die Idee der Menschheit als die Wendung von einer alleinseligmachenden Kirche? Liebe lässt sich nicht lehren! Ist die

Menschheit Asiens nur ein Trümmerhaufen religiösen Wahns? Nein, Christi Worte hallen überall, wo ein unverfälschtes Herz pocht. Die zukünftige Entwicklung der Idee Christi in der Auffassung der Menschen wird diesen Weg gehen, es ist im Grunde kein anderer als der, auf dem sie in der Historie allein bleibend sichtbar geworden ist. Und unsichtbar, den Augen aller verborgen, vollbringt sie ihr stilles, heiliges Wirken. Das Reich wird kommen. Es wird aber nicht kommen wie es niemals zuvor war, wie die Torheit seiner Lebensbegleiter es eines Tages erhoffte, sondern es wird kommen, wie es immer gewesen ist. Seine Wahrzeichen aber werden immer heißen: Durch das Wesen und die Wirkung der Liebe zur inneren Freiheit, aber niemals durch Gesetze zur Liebe.

In diesem Sinne ist Christus des Gesetzes Ende. Der Strom von Licht und Freiheit, der von dem erhabenen Bewusstsein solch unbeugsamer Liebeskraft ausgeht, ist der Weltenglanz, der auf dieser höchsten und reinsten Gestalt ruht, die die Menschheit jemals beschäftigt hat. Im tiefsten Grunde aber beruht sein Glaube auf der Kraft des menschlichen Herzens und nicht auf seiner Schwäche. Das Wesen der Kraft ist Freiheit, Gelassenheit und Frohsinn, niemals aber Unterwürfigkeit, falsche Demut oder Furcht. "Furcht ist nicht in der Liebe."

Christus selbst spricht vom Reich nur in sehr sonderbaren und meist recht dunklen Gleichnissen. Erst in der Apokalypse flammen wie Sterne über einer dunklen Bildernacht die mystischen Wahrzeichen dessen auf, was sein Welt- und Gottbewusstsein so mächtig macht. Hier versinkt alle Lehre, jedes Gesetz sittlichen Verhaltens in einer Geistschau ewiger Heilsgewissheiten und berührt sich erschütternd deutlich mit der Ältesten Menschheitshoffnung, die längst vor Christus war. Wenn ich gesagt habe, das Reich würde nicht anders kommen, als

es immer gewesen ist, diese von einem unverfälschten Herzen geborene Freiheit sei immer gewesen, so wird vielleicht das tiefe Wort der Apokalypse für einen Augenblick zu einem brennenden Lichtstrahl:

"Ich bin der Erste und der Letzte. Ich bin der Ursprung des erwählten Geschlechts. Ein heller Morgenstern."